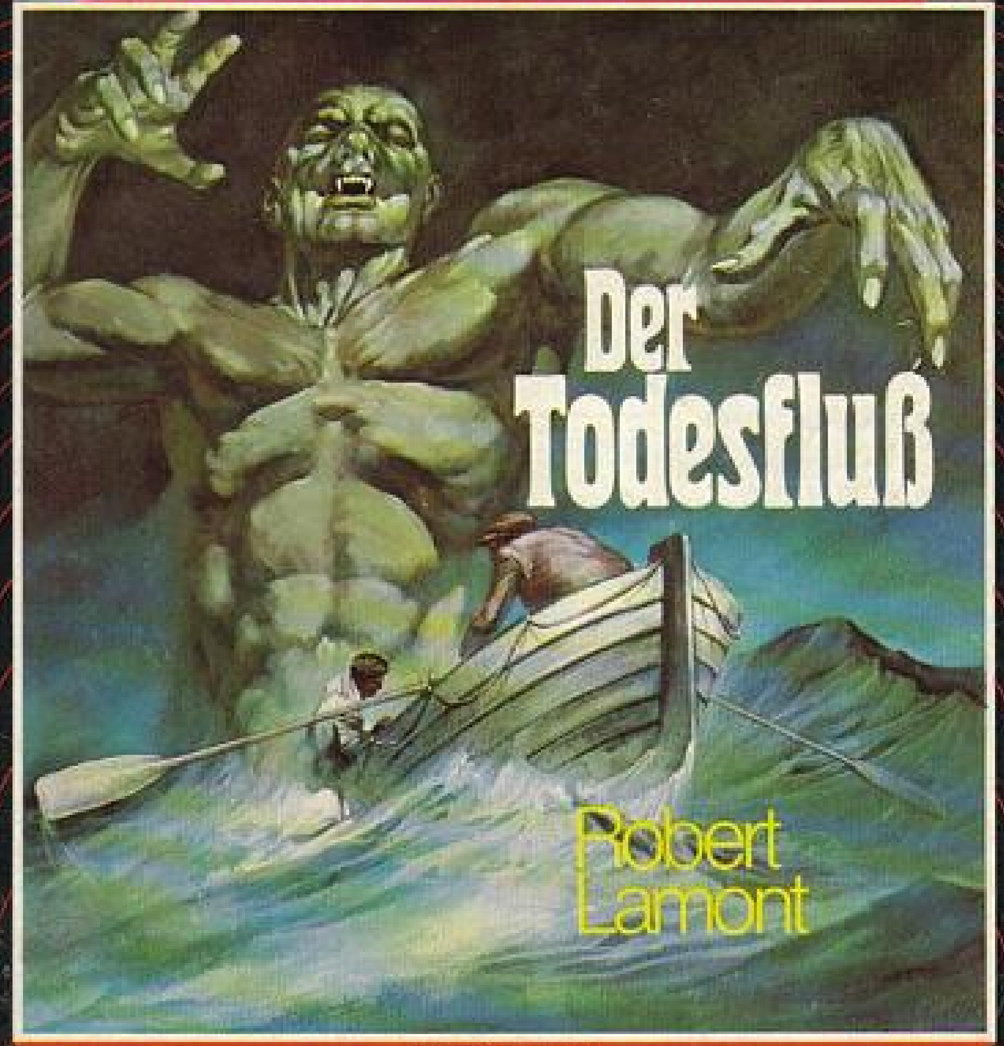
1.20 DM/Band 22

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Abgeschlossener Roman

Belgien/Luxemb. F 20 / Frankr. F 2,80 / Italien L 350 / Holland f 1,30 / Österr. S 9,- / Schweden skr 3,30 / Spanien P 56 / Schweiz Fr 1.50



Der Todesfluß

Professor Zamorra Nr. 22

von Horst Friedrichs

erschienen am 22.04.1975

Der Todesfluß

Knochige Hände lösten die Taue. Schwere Stiefelschritte polterten über die Holzbohlen des plumpen Wasserfahrzeugs. Wieder packten die Hände zu, zogen stählerne Hebel aus der Arretierung. Die Fähre wurde von den Fluten des Stromes gepackt. Wellen schmatzten gegen den geteerten Rumpf, über den Fluß fauchte ein eisiger Windhauch. Düstere Wolkenbänke schoben sich vor den Nachthimmel. Kein Mondlicht wurde frei. Der alte Fährmann stand aufrecht und unerschütterlich. Selbst bei Sturm und Wellengang hatte er so gestanden – knorrig, hager, wie mit den Decksplanken verwachsen. Dreißig Jahre lang, tagaus, tagein. Die Rhône war sein Gesprächspartner geworden, Wind und Wetter seine Gefährten.

Von armdicken Drahtseilen gehalten, wurde die Fähre durch die Strömung langsam zur Flußmitte geschoben. Jäh kam der pontonähnliche Rumpf mit den eisernen Geländern zum Stillstand – so, als sei plötzlich ein unsichtbarer Anker geworfen worden. Der Fährmann verließ seinen gewohnten Platz bei den Steuerhebeln. Ruhig, das lederhäutige Gesicht in den Wind gerichtet, ging er zur vorderen Rampe. Heftige Böen kamen auf, schluckten das Poltern seiner Schritte.

Dann blieb der alte Mann stehen. Seine dunkle Arbeitskleidung ließ ihn vor dem Nachthimmel konturenlos erscheinen.

Das Gurgeln der Fluten schwoll an, formte sich zu einer menschlich klingenden Stimme, die hohl und dumpf über den Fluß wehte.

»Es ist an der Zeit, Fährmann! Deine Uhr ist abgelaufen. Du hast unseren Befehl vernommen…«

»Ja, Herr«, sagte der alte Mann leise. Er senkte den Kopf.

Im düsteren Wasser vor der Fähre erschien unvermittelt ein Lichtpunkt, der sich rasch vergrößerte. Schon nach wenigen Sekunden war die Fähre von gleißender Helligkeit umgeben, schien in flüssigem Silber zu schwimmen. Das Fauchen der Böen brach ab, und auch das Rauschen der Wassermassen war nicht mehr zu hören.

Eine fast zauberhafte Stille kehrte ein.

Wieder erscholl die Stimme, doch klarer jetzt, ohne das dumpfe Gurgeln der Wellen.

»Du weißt, daß du zu uns kommen mußt, Fährmann?«

»Ja, Herr, ich weiß es.«

Schleier stiegen aus der gleißenden Helligkeit auf, bildeten Umrisse, die sich zu einer Silhouette entwickelten. Die Gestalt schimmerte silbrig hell wie die Fluten, aus denen sie gekommen war. Es war eine männliche Gestalt, mit einem Kettenhemd über den mächtigen Schultern und einem Ritterhelm, dessen rechteckige Augenschlitze schwarz und leer waren. In den Fäusten, die mit einer silbernen Haut überzogen waren, trug das Wesen ein Schwert. Die Spitze der Klinge ragte bis in die Fluten hinab.

Der Ritter hob gebieterisch die Rechte. Weitere Wesen von gleichem Aussehen materialisierten sich, glitten auf den alten Mann zu und nahmen ihn in ihre Mitte.

Er ließ es willenlos geschehen, ebenso, wie er ihrem Ruf gefolgt war. Und er spürte keine Kälte, als sie ihn in die Fluten der Rhône hinabzogen.

Es war das Ende für den Fährmann von Soranges. Und dennoch empfand er es nicht als Ende. Sein ganzes Leben lang hatte er gewußt, daß er den Mächten der Finsternis seinen Tribut zahlen mußte. Er gab ihnen seinen Körper und seine Seele, denn er hatte nichts anderes, das er ihnen bieten konnte.

Über den silbrig schimmernden Wesen, die den alten Mann mitgenommen hatten, schmolz die geheimnisvolle Helligkeit des Wassers zusammen. Zuletzt blieb ein Lichtpunkt, der allmählich in der Tiefe versank.

Wieder begann der Wind zu heulen. Von neuem schmatzten die Kronen flacher Wellen gegen den geteerten Rumpf der Fähre. Dann glitt das plumpe Wasserfahrzeug zurück zu jenem Ufer, an dem das Dorf lag. Rumpelnd schob sich die Fähre auf die schräge, gepflasterte Böschung.

Von unsichtbaren Händen bewegt, schlängelten sich die beiden Taue über die Holzplanken an Land, wo sie sich um die stählernen Poller wanden.

Nichts erinnerte mehr daran, daß der Alte vom Fluß zu seiner letzten Fahrt angetreten war.

***

Professor Zamorra stieg aus dem Schnellzug, der ihn von Château Montagne nach Paris gebracht hatte. Sein einziges Gepäck bestand aus einem eleganten schwarzen Lederkoffer im handlichen Airlines-Format.

Es war Mittagszeit. Die Bahnsteige des Garde du Nord waren zwar belebt, doch es herrschte nicht jenes Gedränge wie abends nach Geschäftsschluß. Aus trichterförmigen grauen Lautsprechern betete eine temperamentlose Ansagerinnenstimme die Ankunftszeiten von verspäteten Zügen herunter. Eine dieselbetriebene Rangierlok schob mit dröhnenden Motoren ein halbes Dutzend leerer Personenwagen aus der gigantischen Bahnhofshalle. Im Freien schimmerten die Oberflächen eines unübersehbaren Gewirrs von Schienen unter der herbstlichen Sonne.

Professor Zamorra steuerte auf die breite Steintreppe zu, die von den Bahnsteigen zur Halle führten, in der sich Läden und Restaurants befanden. Zamorra trug einen maßgeschneiderten dunkelgrauen Anzug mit dezentem Streifenmuster. Er war ein Mann in den besten Jahren – groß, schlank und dunkelhaarig. Seine Bewegungen strahlten jene Energie und Selbstsicherheit aus, die ihm geistige Überlegenheit und körperliche Fitneß vermittelten. In seinem schmalen, markant geschnittenen Gesicht standen hellwache graue Augen, denen nichts entging, was in seiner Umgebung war.

Zamorra erreichte die Halle. Das Gedränge hier und die bunte Vielfalt der Typen unterschied sich äußerlich kaum von allen Bahnhöfen der Welt. Zielstrebig bahnte sich der Professor seinen Weg vorbei an Stadtstreichern, die sich ein warmes Plätzchen vor den Rampen der Gepäckaufnahme suchten, Jugendlichen, die sich in ihrer malerischextravaganten Kleidung gegenseitig zu übertreffen suchten,

und elegant gekleideten Reisenden, die ihre Koffer von Gepäckträgern schleppen ließen.

Zamorra betrat das Restaurant des Garde du Nord. Es war für seine exquisite Küche bekannt, weit über die Grenzen von Paris hinaus. In dem großen Raum, der mit dunkelroten Teppichen ausgelegt war, herrschte vornehme Stille. Blütenweiße Decken auf den Tischen, Kerzen in Silberleuchtern, Kellner in dunklen Anzügen, nur verhaltenes Klappern von Besteck und gedämpfte Gespräche.

In der Mitte des Restaurants führte eine Treppe zum oberen Stockwerk, dessen Balustradengang den Blick auf den unteren Raum freigab.

Zamorra entdeckte seinen Freund bereits, als er noch die letzten Treppenstufen hinter sich brachte.

Bill Fleming schwenkte freudestrahlend eine leuchtend weiße Serviette. Der baumlange Amerikaner saß an einem Zweiertisch, unmittelbar an der Balustrade. Vor sich hatte er einen faustgroßen Cognacschwenker stehen, in dem teurer französischer Cognac funkelte.

Daneben ein hohes Longdrinkglas mit Eis und Soda.

Die beiden Männer begrüßten sich herzlich. Es war schon einige Zeit her, seit sie sich zum letzten Mal gesehen hatten. Zamorra setzte sich, schob seinen Koffer unter den Tisch. Bill Fleming kippte den Inhalt des Cognacschwenkers in das Glas mit Eis und Soda. Zamorra schüttelte sich.

»Wirst du es jemals lernen?« fragte er fassungslos.

»Was denn?« grinste Bill und ließ die Eiswürfel klimpern. »Euer Cognac kann einen guten Bourbon durchaus ersetzen. Der Kult, den ihr mit eurem Branntwein betreibt, wird mir ewig unverständlich bleiben.« Er nippte an seinem Glas, setzte es ab und zündete sich eine Zigarette an.

»Cognac mit Branntwein zu vergleichen!« stöhnte Zamorra in gespielter Verzweiflung.

»Vergiß es!« lachte Bill. »Denke lieber an unser leibliches Wohl. Und dann sag' mir, welche Überraschung du diesmal auf Lager hast.«

»Du hast noch nicht gegessen? Du wartest doch bestimmt schon eine Stunde.«

»Ich will einem Kenner der französischen Küche nicht vorgreifen. Ich verlasse mich auf deinen guten Geschmack. Außerdem haben mich die Stewardessen prächtig verwöhnt.«

Lächelnd klappte Zamorra die in Leder gebundene Speisekarte auf und studierte sie kurz. Dann winkte er einen der Kellner heran.

»Monsieur?« Der Schwarzgekleidete zückte einen vornehmwinzigen Notizblock und konnte sich einen mißbilligenden Blick auf Bill Flemings frevelhafte Cognac-Eis-Soda-Mixtur nicht verkneifen.

»Als Hors d'Œuvre nehmen wir Légumes à la Greque«, entschied Zamorra, »dann Potage Crème d'Asperges und als Hauptgang Noisettes de Pore aux Pruneaux. Die Filets aber bitte nicht zu dunkel! Als Dessert bringen Sie uns bitte Poires Pochées au Vin Rouge.«

»Sehr gern, Monsieur.« Der Kellner verneigte sich und eilte mit geräuscharmen Schritten davon.

»Nicole würde uns beneiden, wenn sie das gehört hätte«, meinte Bill Fleming, »was die ausgefeilten lukullischen Genüsse betrifft, ist sie dir mindestens ebenbürtig, oder?«

»Stimmt«, nickte Zamorra, »ich hätte Nicole auch gern mitgenommen. Aber es gibt zwei Gründe, die dagegen sprachen.«

»Und die wären? Du weißt, daß es mir Nicoles Nähe stets leichter gemacht hat, bei deinen Exkursionen mitzumachen.«

Zamorra lächelte.

»Ich werde nächsten Monat an einem Kongreß in Amsterdam teilnehmen und selbst ein zweitägiges Referat halten. Nicole schreibt zur Zeit die endgültigen Ausarbeitungen. Sie braucht jeden Tag, um die Arbeit zu bewältigen.«

»Und der zweite Grund?«

»Der Aufenthalt in Soranges könnte zu gefährlich werden.«

»Du machst mich neugierig. Anscheinend ist dieses Soranges der absolute Knüller. In jeder Hinsicht. Mir hast du immerhin per Telegramm eine interessante tausendjährige Geschichte angekündigt. Wenn das Ganze auch noch mit Gefahren verbunden sein soll, dürfte es für jeden etwas bieten.«

Bill Fleming war Historiker und Naturwissenschaftler. Er lebte in New York, wo er Zamorra auch kennengelernt hatte. Viele ungewöhnliche Fälle hatten die beiden Freunde gemeinsam bearbeitet – allerdings aus unterschiedlichen Gesichtspunkten. Bill gehörte zu jener Kategorie von Wissenschaftlern, die selbst die kompliziertesten und rätselhaftesten Zusammenhänge stets mit nüchterner Logik zu erklären versuchen. Professor Zamorras Forschungen lagen hingegen im Bereich des Übersinnlichen. Schon seit Jahren widmete er sich mit großem Erfolg der Parapsychologie, und er zählte inzwischen auf diesem Gebiet zu den international bedeutendsten Persönlichkeiten.

Seit geraumer Zeit lebte Zamorra nun schon in Frankreich. Nach dem Tode seines Onkel, Louis de Montagne, hatte Zamorra dessen Schloß im romantischen Tal der Loire geerbt – Château Montagne war zu seiner neuen Heimat geworden. Seine Mutter hatte dort gelebt, hatte das Château aber bereits in ihrer Jugend verlassen. Zamorra war in New York aufgewachsen. Sein Vater war ein spanischer Grande gewesen, dessen Urahn der Sage nach entscheidend in eine Schlacht gegen die Mauren eingegriffen haben sollte.

Zamorra hatte Château Montagne immer geliebt, obwohl er nicht

dort gelebt hatte. Nach der Erbschaft hatte es ihm jedoch widerstrebt, das Schloß zu verkaufen oder unter der Obhut Fremder verfallen zu lassen.[1]

Den Professor faszinierte die Möglichkeit, sich in die Einsamkeit, in die versponnene Abgeschiedenheit einer mittelalterlichen Welt zurückzuziehen. Der Lärm und die Hetze New Yorks erschienen ihm dort unendlich weit entfernt. Die Wohnung in den Staaten hatte er behalten, schon aus beruflichen Gründen. Aber eben dieser Beruf, vor allem seine Forschungen auf dem Gebiet der Parapsychologie, ließen sich nicht nur durch Anspannung, Arbeit und Streß bewältigen, sondern erforderten Ruhe, Besinnung, Konzentration. Dafür bot Château Montagne im Grunde ideale Voraussetzungen.

»Es handelt sich in der Tat um einen ungewöhnlichen Fall«, wandte sich Zamorra an seinen Freund. »Soranges liegt an der Rhône. Ein kleines Dorf, dessen Einwohner fast ausschließlich von der Landwirtschaft leben. Der Fluß hat eine besondere Bedeutung für sie.«

»Die Kinder können im Sommer darin baden«, flachste Bill.

»Sicher, sofern das bei der heutigen Verschmutzung durch Abwässer noch möglich ist.« Zamorra zuckte die Achseln. »Nein, das Besondere liegt in der Aufteilung der Ländereien, die den Bauern von Soranges gehören. Und zwar befindet sich der überwiegende Teil der Felder und Weiden am Ostufer der Rhône. Das Dorf liegt dagegen am Westufer.«

»Verdammt unpraktisch.«

»Die Aufteilung des Landes beruht auf geschichtlichen Gründen«, fuhr Zamorra fort, »eine Flurbereinigung nach modernsten Gesichtspunkten konnte bislang nicht durchgeführt werden. Jedenfalls müssen die Bauern eine Fähre benutzen, um täglich ihre Felder bestellen zu können. Das ist schon seit Jahrhunderten so.«

»Warum bauen sie keine Brücke? Sind sie noch nie auf den Gedanken gekommen?«

»Bestimmt. Aber Soranges liegt weit ab von größeren Städten, und es gibt keine bedeutenden Durchgangsstraßen. Baugenehmigungen für Brücken werden aber meines Wissens nur erteilt, wenn ein allgemeines öffentliches Interesse besteht.«

»Aha. Und eine Handvoll Provinzler stellen kein öffentliches Interesse dar.«

»Aus der Sicht der Behörden vermutlich nicht.«

»Und was interessiert dich an diesen bäuerlichen Problemen? Wie bist du überhaupt darauf gestoßen?«

»Ein Einwohner des Dorfes hat mir geschrieben. Er hat vor kurzem eine Veröffentlichung von mir gelesen und war dadurch auf meinen Namen gestoßen. Das Ganze dreht sich um den Fährmann von Soranges. Dieser Beruf wird dort seit Generationen von einer einzigen Familie ausgeübt, also vom Vater auf den Sohn vererbt. Jetzt ist diese

Linie beendet. Der letzte Fährmann hat keine Nachkommen.«

»Hat er sich pensionieren lassen?«

»Nein. Er lag auf dem Sterbebett, als der Brief geschrieben wurde. Das Schlimme ist nun, daß sich niemand im Dorf darum reißt, Fährmann zu werden. Es soll geheimnisvolle Zusammenhänge geben. Die bisherige Fährmannsfamilie soll angeblich mit übernatürlichen Mächten im Bunde gestanden haben. Und jeder, der es wagt, die Nachfolge anzutreten, muß gewisse Voraussetzungen erfüllen. Näheres steht darüber nicht in dem Brief. Ich werde es herausfinden.«

Bill Fleming schüttelte zweifelnd den Kopf.

»Geschichtlich ist das sicherlich hochinteressant. Aber was deine Seite betrifft… wahrscheinlich handelt es sich um Spukgeschichten, die aus Urzeiten überliefert wurden. Gerade in einsamen kleinen Dörfern ist so was an der Tagesordnung.«

»Die Dinge, die du Spukgeschichten nennst«, widersprach Zamorra, »sind meistens Jahrhunderte alt. Es liegt in der Natur der Sache.«

Bill hatte sich nie recht mit den parapsychologischen Forschungen seines Freundes vertraut machen können. Nach Meinung des Amerikaners gab es für alles eine logische Erklärung. Er glaubte auch jetzt noch an diesen Grundsatz, obwohl ihm Zamorra schon mehrmals Geschehnisse serviert hatte, die sich durch keine Logik der Welt erklären ließen.

Der Kellner servierte das Hors d’Œuvre.

Die beiden Freunde konzentrierten sich nun auf ihr leibliches Wohl. Indessen wanderten Zamorras Gedanken immer wieder zu dem kleinen Dorf an der Rhône, das er nur dem Hören nach kannte.

Eine unbestimmte Ahnung erfüllte den Professor, eine düstere Drohung, die noch unausgesprochen war.

Zamorras Natur, seine Forschungen und seine Erkenntnisse hatten ihn wachsam gemacht, empfänglich für Stimmungen und Ausstrahlungen, die andere nicht wahrnahmen. Diese besondere Sensibilität war es, die ihn jede Gefahr spüren ließ.

Und dieses unerklärliche Gefühl befiel ihn, wenn er nur an Soranges dachte. Das Gefühl, einer tödlichen Gefahr gegenüberzustehen, die sich durch nichts zu erkennen gab und sich hinter einer Mauer verhängnisvollen Schweigens verbarg.

Doch Professor Zamorra wußte, daß er die Kraft besaß, die Mächte der Finsternis aus ihrer geheimnisvollen Welt hervorzulocken und zu vernichten.

***

Sobald die Sonne von Wolken verdeckt wurde, meldete sich spürbar die herbstliche Kälte des Spätnachmittags. Hohe Luftfeuchtigkeit wurde vom Wind über den Fluß getragen. Die sanften Wellen der

Rhône kräuselten sich und bildeten winzige Schaumkronen. Dann waren wieder die Sonnenstrahlen da, tauchten das grüne Land in ein freundliches Licht und erinnerten an den Sommer, der schon fast in Vergessenheit geraten war.

Robert Levin reckte das Kinn gegen den Wind, schob die dunkelgrüne Schirmmütze in den Nacken und ließ seine Gesichtshaut von den letzten Sonnenstrahlen dieses Jahres streicheln. Unter seinen derben Lederstiefeln schwankte der Pontonrumpf der Fähre. Lächelnd ließ Robert seinen Blick über das Land gleiten, das er so sehr liebte wie seine Frau und die Kinder. Sanft geschwungene Böschungen, die sich am Fluß entlangzogen. Sattgrüne Weiden, auf denen schwarzbunte Kühe träge ihre Mäuler bewegten. Stoppelfelder, auf denen noch vor wenigen Wochen Männer und Frauen die Kornernte bewältigt hatten. Buschgruppen und Wäldchen, die wie dunkelgrüne Flecken in der Landschaft lagen. Und drüben, auf der anderen Seite des Flusses, der Kirchturm. Wie ein erhobener Zeigefinger ragte er zwischen den roten Dächern von Soranges in den Himmel.

Narren, dachte Robert belustigt, alles Narren! Es gibt keinen besseren Job als diesen. Den ganzen Tag über ist man hautnah mit der Natur verbunden. Keine stinkenden Schweineställe ausmisten, nicht auf staubigen Kornböden herumkriechen… haben selber schuld diese Feiglinge, wenn sie den Job ablehnten!

Nein, Robert Levin kannte keine Angst. Er war ein großer, stämmiger Bursche mit Fäusten, die Schraubstöcken glichen. Vor Zeugen hatte er einmal einen dreijährigen Angus-Bullen mit bloßen Fäusten bei den Hörnern gepackt und in die Knie gezwungen. Das ganze Dorf hatte es noch am gleichen Tag erfahren. Und jetzt wußte ganz Soranges, daß er – Robert Levin – der einzige war, der sich wirklich als Mann fühlen durfte. Es erfüllte ihn mit Stolz. Laut und deutlich hatte er es gestern abend während der Versammlung vor staunenden Ohren verkündet:

»Jawohl, ich werde den Posten des Fährmanns übernehmen!«

Noch jetzt dachte Robert mit Wohlgefallen an das atemlose Schweigen, das nach seinen Worten geherrscht hatte. Und dann hatten sie ihn mit Beifall förmlich überschüttet. Diese Idioten! Im Grunde wußten sie nicht einmal genau, wovor sie eigentlich Angst hatten. Roberts älterer Bruder machte da keine Ausnahme. Kein Mensch mochte davon reden, was mit dem alten Jacques Fourcher geschehen war. Alle bekreuzigten sich und preßten die Lippen aufeinander, wenn so was zur Sprache kam.

Robert Levin verstand es nicht. Was war schon dabei? Der alte Fourcher war der letzte aus seiner Familie gewesen. Dreißig Jahre als Fährmann… klar, daß er den Beruf wie sein Leben geliebt hatte

… und den Fluß, die Fähre … Im Bett hatte er es eben nicht ausgehalten. Also war er dorthin gegangen, wo es ihm am besten

gefiel.
Zur Rhône. Von den Fluten hatte er sich mitreißen lassen. Und hatte den angenehmsten Tod gehabt, den er sich wünschen konnte.
Was sollte daran so ungewöhnlich sein? Robert Levin begriff es nicht. Und dann das ganze Gerede von den Dämonen! Mächte der Finsternis! In Ritterrüstungen sollten sie angeblich auftauchen und Angst und Schrecken verbreiten! Totaler Humbug! Ammenmärchen, nichts weiter. Traurig nur, daß erwachsene Menschen an so was glaubten.
Robert beschrieb eine ausladende Handbewegung zum Fluß hin.
»Na los! Kommt, begrüßt euren neuen Kumpel!« rief er spöttisch.
»Zeigt euch, ihr Greuelfiguren! Dann könnt ihr gleich erleben, wie es ist, wenn Robert Levin einem anderen die Hand drückt!«
Er lachte schallend. Vor Vergnügen klatschte er sich mit der flachen Hand auf die Oberschenkel, die durch dickes Drillichzeug vor der Herbstfrische geschützt wurden.
Im nächsten Moment erschrak Robert ungewollt. Sein Gelächter hallte unnatürlich laut zurück, schien von der Wasserfläche geradezu reflektiert und verstärkt zu werden. Ja, es war fast so, als würde sein Gelächter von unsichtbaren Stimmen fortgesetzt.
Quatsch, sagte er sich dann. Das liegt nur daran, daß du die Gegend noch nicht kennst, Alter! Fang' bloß nicht an, auch noch an diese verdammten Schauergeschichten zu glauben!
Er blickte auf seine wasserdichte Armbanduhr. Sein ganzer Stolz, hatte er letztes Jahr zu Weihnachten gekriegt. Von seiner Frau. Die wenigsten in Soranges besaßen so ein Ding. Die Alten liefen noch mit Taschenuhren herum, richtig wie in Großvaters Zeiten. Robert fühlte sich den Leuten von Soranges ziemlich überlegen. Jetzt erst recht, wo er es als einziger gewagt hatte, den gefürchteten Fährmannsposten zu übernehmen.
Kurz nach halb sechs.
Nur der alte Duchelles stand noch aus. Krebste wegen der Wintersaat auf seinem Acker herum. Mochte der Teufel wissen, was er so lange trieb. Na ja, er war eben alt, brauchte für die Arbeit länger als die anderen. Aber es wurde bald dunkel. Zeit für den alten Duchelles, sich nach Hause zu scheren.
Robert freute sich auf den ersten Feierabend. Das mußte ein feines Gefühl sein. Anders als auf dem Hof seines Bruders, wo er immer nur Gehilfe gewesen war, fast wie ein Untertan. Hier auf der Fähre war es etwas Neues. Hier war er sein eigener Herr.
Wie auf ein geheimes Kommando rumpelte von Osten ein Pferdegespann heran. Der alte Duchelles hockte auf einem Brett, das er quer über die Seitenholme des Ackerwagens gelegt hatte. Das Pferd brauchte er nicht zu lenken. Der müde alte Gaul wußte selbst, wo er hingehörte.

Robert machte sich bereit zum Ablegen. Die letzte Fahrt an diesem Tag.

Die Eisenreifen des Ackerwagens polterten auf die Planken der Fähre. Rechtzeitig zügelte der alte Bauer das Pferd.

Robert machte die Leinen los und betätigte die Hebel, die die Fähre in den richtigen Winkel zur Strömung manövrierten. Langsam, kaum spürbar, setzte sich das nun doppelt schwere Wasserfahrzeug in Bewegung.

Der alte Duchelles blieb auf dem Wagen sitzen. Er wandte den Kopf und musterte den jungen Burschen mitleidig aus zusammengekniffenen Augen, die inmitten einer Gesichtslandschaft aus faltigem Leder lagen.

»He!« rief Robert. »Hat es dir die Sprache verschlagen, alter Mann? Siehst du schon Gespenster? Hinter mir vielleicht? Kommen sie, um mir den Hals umzudrehen?« Er lachte schallend.

Wieder gab es den gleichen unnatürlichen Nachhall wie vorhin.

»Du meinst es nur gut«, krächzte der Bauer, »du hast die besten Absichten, Junge. Aber du hast keine Ahnung, auf was du dich eingelassen hast. Ich war dagegen, dir den Posten zu geben. Wir alle werden schuld sein, wenn dich die Mächte der Finsternis…«

»Hör' auf!« lachte Robert. »Mir kommen gleich die Tränen!« Der Alte schwieg. Nur das Mitleid in seinem Blick verstärkte sich.

Dann rumpelte die Fähre ans westliche Ufer. Robert sprang an Land, schlang die Taue um die Poller und ließ den alten Duchelles mit seinem Ackerwagen abfahren. In aller Ruhe überprüfte Robert noch einmal die Taue und die Stellung der Hebel, bis er sicher war, daß sich die Fähre selbst bei Sturm nicht losreißen konnte. Er war sich der Verantwortung bewußt, die er übernommen hatte.

Er nahm seinen abgewetzten Leinenbeutel, in dem sich nur noch gebrauchtes Butterbrotpapier und die leere Thermosflasche befanden. Gutgelaunt machte er sich auf den Weg ins Dorf. Die Wagenfurchen führten schräg zur Böschung hinauf und dann geradewegs auf die niedrigen, gedrungen wirkenden Fachwerkhäuser des Dorfes zu. Als Robert den Ortsrand erreichte, begannen die Kirchturmglocken zu läuten. Richtig, morgen war Sonntag. Ein Tag Arbeit und dann gleich Sonntag.

Robert lächelte bei dem Gedanken. Auf dem Hof hatte es kein Wochenende gegeben, keinen geregelten Feierabend, nichts dergleichen. Er war schon fein heraus.

Sein Haus stand am Rand des großen Hofplatzes, der seinem Bruder gehörte. Ein kleines Fachwerkhäuschen mit nur vier Zimmern.

Früher hatten die Tagelöhner darin kampiert. Für Robert und seine Familie reichte es. Er zahlte keine Miete, hatte ein anständiges Dach über dem Kopf. Alles andere war ihm unwichtig.

Marie, seine Frau, stand am Herd, als er die Küche betrat. In der Pfanne brutzelten Kartoffeln mit Speck und Eiern. Wie jeden Abend.

Marie war dunkelhaarig, einen Kopf kleiner als Robert und das, was man mollig nannte. Er hatte es nie anders haben wollen. Er mußte zupacken können, richtig zupacken.

Marie wandte sich um, sah ihn aus ihren dunkelbraunen Augen an. Er las Besorgnis darin. »Chéri!« rief er unwillig und legte die riesigen Hände auf ihre Oberarme. »Irgend was stimmt mit dir nicht. Hölle und Teufel, ich bin so froh wie noch nie, und du hast krumme Gedanken! Was ist? Heraus damit! Mach' mir nichts vor!«

Sie senkte den Kopf, biß sich auf die Unterlippe.

»Es ist…«, murmelte sie stockend, »es ist … nur ein Gefühl, Robert. Eine schlimme Ahnung. Ich kann es dir nicht erklären …« Sie blickte ihn wieder an. »Du mußt mir etwas versprechen! Bitte!«

»Alles, was du willst!« lachte er.

»Geh' heute abend nicht mehr aus dem Haus.«

»Warum sollte ich?« entgegnete er mit leiser Entrüstung. »Du weißt genau, daß ich nicht zu den Thekenstehern gehöre!«

»Das meine ich nicht, Chéri. Du mußt heute abend hierbleiben. Ich habe Angst um dich. Wenn du das Haus verläßt…«

Er lachte erleichtert. »Wenn es nur das ist! Den Wunsch erfülle ich dir gern. Aber eines sage ich dir: höre nicht auf das verdammte Gerede! Ich merke genau, daß sie dir zugesetzt haben, als ich nicht da war. Es ist alles Unsinn, verstehst du!«

Marie schüttelte energisch den Kopf.

»Ich habe mit niemandem geredet, außer mit den Kindern. Den ganzen Tag über hatte ich genug im Haus zu tun.«

Robert runzelte die Stirn.

»Wie kommst du dann auf diese verrückten Gedanken?«

»Es ist eine böse Ahnung, Chéri, wirklich! Selbst wenn ich es wollte, könnte ich es dir nicht erklären. Es ist ein Gefühl, als ob jemand einen Drohbrief geschickt hätte und ankündigte, dich zu erschiessen, sobald du das Haus verläßt. Ja, so ein Gefühl ist es…«

Zum zweiten Mal an diesem Tag spürte Robert Levin, wie ihm ein Schauer über den Rücken rann.

Aber das vergaß er rasch wieder, als er mit Marie und den beiden Jungen am Abendbrottisch saß.

***

Nur gedämpft war das monotone Rattern der Räder zu hören. Die luxuriösen Waggons des Zuges schwangen kaum merklich in der Federung. Draußen herrschte Dunkelheit. Vereinzelt huschten Lichter, vorüber. Der Schnellzug Paris-Lyon jagte durch das dünn besiedelte Gebiet westlich von Auxerre.

Professor Zamorra und Bill Fleming hatten ein komfortables Liegewagenabteil erster Klasse gemietet. Vor ihnen auf dem Klapptisch schwappte Cognac in funkelnden Gläsern. Bill verzichtete auch diesmal nicht auf Eis und Soda.

Gähnend legte er die neueste Ausgabe der ›New York Times‹ beiseite, die er auf dem Bahnhof in Paris gekauft hatte.

»Ich freue mich auf ein richtiges Bett«, seufzte er, »hoffentlich kennt man in diesem Nest an der Rhône schon Möbelstücke, die wenigstens entfernt an ein menschliches Schlaflager erinnern.«

»Wenn du Pech hast, schläft man dort auf Holzpritschen«, lachte Zamorra.

»Acht Stunden im Flugzeug«, rechnete Bill nach, »vier Stunden Aufenthalt in Paris, und jetzt noch mal sechs Stunden Bahnfahrt. Morgen werde ich vor Müdigkeit umfallen.«

»Wir befinden uns in einem Liegewagen«, erinnerte ihn Zamorra, »du kannst dich langmachen.«

»Das werde ich auch tun. Ehrlich gesagt, mir hätte es besser gefallen, mit dem Auto zu fahren. Unterwegs in einer gemütlichen französischen Auberge übernachten, Rotwein, deftiges Essen und ein anständiges Bett…«

»Soranges wird dich für alles entschädigen.«

»Bist du sicher?«

»Wenn man irgendwo etwas von Gemütlichkeit versteht, dann in der ländlichen Gegend an der Rhône.«

Bill ließ sich einen Schluck gewässerten Cognac durch die Kehle rinnen. Er setzte das Glas ab und sah den Freund ernst an.

»Woher willst du eigentlich wissen, daß dich der Briefschreiber aus Soranges nicht auf den Arm genommen hat? Ich meine, es könnte doch sein, daß dich die Leute dort nur ausnutzen wollen.«

»Ausnutzen? Wie sollten sie das anstellen?«

»Ganz einfach. Sie erfinden eine Spukgeschichte. Dann lassen sie dich kommen und mobilisieren gleichzeitig Presse, Rundfunk und Fernsehen. Danach hat das Dorf den Rummel, den es braucht, um aus dem Dornröschenschlaf zu erwachen. Es wäre nicht der erste Ort, der aufgrund von Spuklegenden zum Touristenziel wird.«

Professor Zamorra lächelte hintergründig. »Wenn es so wäre, wie du sagst, wäre ich gar nicht erst losgefahren.«

Bill Fleming sah ihn verblüfft an.

»Du kannst doch gar nicht wissen, was wirklich dahintersteckt.«

»Doch, ich weiß es.«

»Mach’ mich nicht verrückt. Du redest mir nicht ein, daß du hellseherische Fähigkeiten hast.«

»Keineswegs, Bill. Ich spüre einfach, daß hinter der Geschichte von Soranges Zusammenhänge stehen, die mit menschlicher Logik nicht zu

erklären sind.«

»Dagegen gibt es keine Argumente«, seufzte Bill, »nur eines würde ich gern wissen: glaubst du nicht auch, daß übernatürliche Erscheinungen dadurch entstehen, daß derjenige, der sie wahrnimmt dies durch die Kraft seiner eigenen Sinne bewerkstelligt?«

»Die Theorie ist nicht neu«, entgegnete Zamorra, »und sie ist so falsch wie die meisten Theorien, die von Zweiflern aufgestellt wurden. Denke an Nicole. Sie war lange Zeit überzeugt, daß es für alles, aber auch alles, eine vernunftmäßige Erklärung gebe. Inzwischen hat sie feststellen müssen, daß es wirklich übersinnliche Erscheinungen gibt. Und sie hat sich weder gewünscht, diese Erfahrung zu machen, noch hat sie die Fähigkeiten, sich solche Visionen selbst vorzugaukeln.«

»Ich weiß nicht recht«, meinte Bill Fleming, »wer ständig in deiner Nähe ist, kann vielleicht gar nicht anders, als eines Tages an Übersinnliches zu glauben. Du hast eine erhebliche Überzeugungskraft, mein Freund.«

Zamorra winkte ab. »Wir reden in Soranges weiter darüber. Vielleicht wirst auch du dich überzeugen lassen.«

Bill Fleming schüttelte energisch den Kopf.

»Ich kann dir schon jetzt das Gegenteil versichern.« Er gähnte herzhaft und leerte sein Glas. »Aber ich denke, wir sollten die Diskussion für heute abbrechen. Die Gedanken werden träge, wenn man müde ist.«

Professor Zamorra blieb noch wach. Er schaltete das Licht im Abteil aus, nachdem sein Freund aus dem Waschraum zurückgekehrt war und es sich in der oberen Koje gemütlich machte. Schon nach wenigen Minuten zeigten tiefe, regelmäßige Atemzüge an, daß Bill den verdienten Schlaf fand.

Zamorra blickte in die Finsternis der nächtlichen Landschaft hinaus. Nur vereinzelte Lichter huschten vorüber. Die Räder des Zuges ratterten monoton, ließen ihr ehernes Singen jeweils für einen Moment anschwellen, wenn der Zug eine Brücke oder einen kurzen Tunnel passierte.

In den frühen Morgenstunden würden sie in Lyon eintreffen. Dort stand ein Mietwagen bereit, den der Professor telefonisch vorbestellt hatte. Etwa hundert Kilometer waren es von Lyon bis nach Soranges.

Soranges…

Zamorra lehnte sich zurück. Die sanfte Federung des luxuriösen Eisenbahnwagens und die weichen Polster des Sitzes vermittelten ihm ein Gefühl des Dahinschwebens. Das ständig gleichbleibende Fahrgeräusch tat ein Übriges, um seine Gedanken und seine Empfindungen fortzutragen.

Professor Zamorra spürte jene feinen Strömungen, die aus seinem Unterbewußtsein kamen und sich mit Macht einen Weg an die

Oberfläche seiner Gedanken bahnten. Es war das Gefühl einer drohenden Gefahr, das sich in diesen Gedanken äußerte. Obwohl es sich mit jedem Kilometer, den das Dorf Soranges näherkam, verstärkte, ließ sich diese Empfindung noch nicht konkretisieren.

Zamorra brauchte alle innere Stärke, um seine aufkeimende Ungeduld zu bezwingen.

Ihn befiel die quälende Ahnung, zu spät zu kommen.

***

»Hooool' über… hooool' über …«

Die Stimme kam aus der Dunkelheit, schien von den Fluten getragen zu werden. Der Wind zerfetzte die Silben, ließ die Stimme verzweifelt und brüchig klingen.

»Hooool' über…«

Robert Levin blinzelte angestrengt, als er erwachte. Noch benommen, versuchte er, mit seinen Blicken die Dunkelheit zu durchdringen. Verdammt, welcher Narr wollte um diese Zeit noch übergesetzt werden? Da war nichts zu sehen. Diese elende Finsternis war wie schwarze Tinte…

Robert richtete sich mit einem Ruck auf, als er die Bettdecke und die Matratzen spürte. Seine Hand tastete nach rechts. Er fand Maries weichen Oberarm. Draußen zerrte der Wind am Fensterladen, verursachte ein stetes Klappern. In der kleinen Schlafkammer war es stockdunkel. Wie immer. Sie schliefen stets bei geschlossenen Läden.

»Teufel auch«, murmelte Robert benommen, »das muß wohl die Aufregung gewesen sein.« Anders konnte er sich den Traum nicht erklären. Sonst hatte er zwar Nerven wie Drahtseile, und nichts konnte ihn umwerfen. Aber die neue Arbeit als Fährmann bedeutete eben doch eine so grundlegende Wende in seinem Leben, daß er schon mal leicht aus der Fassung geraten konnte. Er hielt es für verzeihlich, obwohl er sich sonst niemals Schwächen zugestand.

Seufzend ließ er sich zurück in die Federn sinken.

Unvermittelt rüttelte der Wind heftiger an den Fensterläden. Die Böen, die über den Hof fauchten, verursachten ein dumpfes Raunen.

»Hooool' über!«

Die Stimme klang jetzt deutlicher. Und verzweifelter. Wie die eines Menschen, der sich in höchster Not befand. Jemand, für den alles davon abhängen mußte, jetzt über den Fluß zu gelangen. Jetzt, in diesen Minuten.

Robert Levin war mit einem Satz aus dem Bett. Im nächsten Moment verharrte er erschrocken. Er durfte Marie nicht aufwecken. Besorgt drehte er sich um. Nein, ihre Atemzüge waren ebenso regelmäßig wie zuvor. Robert war erleichtert. Garantiert würde sie sich Sorgen machen, wenn sie mitbekam, daß er jetzt noch an den Fluß ging. Er

erinnerte sich an ihre unbegründete Angst davor, daß er noch einmal das Haus verlassen könnte.

Die Sturmböen ließen so plötzlich nach, wie sie gekommen waren.

Und wieder erscholl die Stimme, die aus dem Nichts zu dringen schien – flehentlicher, fordernder jetzt.

»Hooool' über… hooool' über …«

Ein tiefer Seufzer folgte dem Ruf. Sein Mitgefühl und seine Hilfsbereitschaft waren wachgekitzelt. Er spürte nicht, daß ein fremder Wille in sein Unterbewußtsein vorgedrungen war, sich seiner Gedanken bemächtigte und diese lenkte. Er war nicht mehr fähig, Mißtrauen zu empfinden, geschweige denn, über sein eigenes Handeln nachzudenken.

Ihn trieb allein der drängende Wunsch, jener armen Seele dort am anderen Flußufer zu helfen.

Lautlos huschte Robert aus der Schlafkammer. Im Nebenraum schliefen seine beiden Jungen. Der sechsjährige Marc und der achtjährige Serge. Hier war der Fensterladen offen. Robert konnte im schwachen Mondlicht das blonde, matt schimmernde Haar seiner Söhne erkennen. Stolz erfüllte ihn.

Doch schon im nächsten Moment gewann wieder die Eile, den Fluß zu erreichen, die Oberhand. Geräuschlos verließ Robert den Schlafraum seiner Söhne und kleidete sich im Vorflur an, wo seine Sachen an den hölzernen Garderobenhaken hingen. Er vergaß nicht die chromblitzende Stabtaschenlampe, die er sich extra für die neue Arbeit gekauft hatte. Bald wurden die Tage rapide kürzer, und dann würde er auch bei Dunkelheit auf der Fähre arbeiten müssen. Er hatte nicht geahnt, daß er die Lampe schon jetzt brauchen würde.

Von seiner Familie unbemerkt, verließ Robert das Haus. Rasch überquerte er den Hof und erreichte die Straße, deren Kopfsteinpflaster feucht und glitschig war.

Wieder erscholl die Stimme aus dem Nichts.

»Hooool' über, Fährmann!«

Fährmann! Robert vernahm es mit Genugtuung. Er durfte sich angesprochen fühlen – als ein Mann, der eine wichtige Aufgabe erfüllte. Nicht länger war er der unbedeutende Handlanger auf dem Hof seines Bruders.

Ja, es schien sogar, als hätte jetzt leise Hoffnung aus der flehentlichen Stimme geklungen. Der da drüben, am jenseitigen Ufer, schien zu merken, daß ihm endlich geholfen wurde. Robert begriff nicht, daß die Stimme nicht vom Fluß kommen konnte, denn er war noch einen halben Kilometer von der Rhône entfernt. Ebensowenig konnte er begreifen, daß eine fremde Macht von ihm Besitz ergriffen hatte.

Er beschleunigte seine Schritte, begann zu rennen. Die

eisenbeschlagenen Absätze seiner Stiefel schlugen auf das Kopfsteinpflaster und erzeugten in den engen Straßen zwischen den Fachwerkhäusern einen hellen, scheppernden Nachhall. Robert erreichte die Kreuzung im Dorfzentrum. Er bog nach rechts ab, die Straße entlang, die zum Fluß führte. Sekunden später erreichte er die Kirche.

Er hatte das unerklärliche Empfinden, diesen Ort möglichst schnell hinter sich lassen zu müssen. Es schien, als bedrohte ihn der hohe Turm, der sich düster vor dem Mondlicht reckte…

Klatschender Flügelschlag war plötzlich zu hören. Dann nur noch ein feines Rauschen. Robert hob erschrocken den Kopf.

Ein Schatten schwebte vom Kirchturm herab auf ihn zu. Im nächsten Moment ließ die Eule ihren hohlen Ruf hören, als sie den dahinhastenden Mann umkreiste. Für ihn war es ein bösartiger Schatten, der dicht über ihm schwebte und nicht von ihm weichen wollte.

»Verschwinde!« brüllte er, ohne seine Schritte zu stoppen. »Aus dem Weg!« Er schlug mit den Händen um sich. Schweißtropfen traten auf seine Stirn, obwohl der Nachtwind eisig war.

Wieder klatschten die Flügel, wieder erscholl der hohle Ruf des Nachtvogels.

Robert stieß einen lästerlichen Fluch aus. Er wollte stehen bleiben, einen Stein suchen, um das elende Vieh zu verscheuchen.

Doch unvermittelt erscholl wieder die weithallende Stimme vom Fluß – jedenfalls hatte Robert nach wie vor den Eindruck, daß die Worte vom jenseitigen Ufer der Rhône kamen. Es waren die gleichen Worte wie vorhin.

Diesmal hatten sie eine überraschende Wirkung.

Als Robert etwa fünfzig Schritte von der Kirche entfernt war, flatterte die Eule mit einem enttäuschten, fast mitleidigen Laut davon.

Es schien, als wäre sie durch die geisterhafte Stimme vertrieben worden.

Robert atmete auf. Er erreichte das freie Gelände, das sich auf etwa zweihundert bis dreihundert Meter Breite zwischen dem Dorf und der Rhône erstreckte. Die Hochwasserzone, die ausschließlich als Weideland genutzt wurde.

Das Kopfsteinpflaster endete. Roberts Stiefelsohlen schmatzten im Schlamm der tiefen Wegfurchen. Dreck spritzte unter seinen schweren Schritten nach beiden Seiten. Der Wind wühlte unter seine offene Jacke und ließ die Aufschläge hinter seinem Rücken emporflattern.

Endlich erreichte er die Uferböschung der Rhône. Die Fähre lag an ihrem Platz, ordnungsgemäß vertäut.

»Ich komme!« rief Robert aus Leibeskräften, wedelte mit den Armen und legte auf den letzten Metern einen Endspurt ein.

Denn überdeutlich erkannte er am jenseitigen Ufer eine Silhouette.

Die Umrisse eines Menschen. Es war hell genug, um das erkennen zu können. Robert bemerkte nicht, daß diese Helligkeit keineswegs nur vom Mondlicht stammte.

Hastig löste er die Leinen. Dumpf polterten seine Schritte über die Bohlen der Fähre. Er legte die Steuerungshebel herum, und das schwere Wasserfahrzeug wurde von der Strömung erfaßt. Die armdicken Drahtseile, weiter stromauf verankert, hielten die Fähre auf Kurs.

Viel zu langsam, so erschien es Robert, näherte er sich der Flußmitte.

»Ich komme schon!« rief er noch einmal und winkte der Gestalt zu.

Fast im gleichen Atemzug erstarrte er.

Da war niemand mehr zu sehen.

Ungläubig rieb sich Robert Levin die Augen, riß sie dann weit auf und spähte zum Ostufer hinüber.

Nichts. Auch die Stimme erscholl nicht mehr.

Doch Robert kam nicht dazu, darüber nachzudenken.

Jäh kam die Fähre zum Stillstand – abrupt, als sei sie gegen ein unsichtbares Hindernis geprallt. Um ein Haar verlor Robert das Gleichgewicht. Im letzten Moment konnte er sich am Seitengeländer festhalten.

Und dann erschrak er bis ins Mark, als er den Lichtpunkt in den Fluten erblickte. Der Punkt vergrößerte sich rasend schnell, wuchs zu gleißender Helligkeit an, die die Fähre umgab.

Robert erkannte in diesem Moment die furchtbare Wahrheit. Die geheimnisvolle Macht war von ihm gewichen. Sein Verstand funktionierte wieder. Denn so hatten es die Mächte der Finsternis beabsichtigt, um ihn die Angst in vollem Maße spüren zu lassen.

Aber obwohl seine Gedanken arbeiteten, war er nicht in der Lage, sich zu bewegen. Seine Muskeln gehorchten nicht den Befehlen, die er ihnen verzweifelt zu geben versuchte. Doch was sollte er überhaupt tun? Er saß in der Falle. O verdammt, die hatten ihn in eine Falle gelockt! Wie ein Narr war er darauf hereingefallen. Und nun war es zu spät.

Aus.

Von der Fähre kam er nicht weg.

Roberts Augen weiteten sich. Die Gestalt formte sich vor der Rampe der Fähre, schien aus der gleißenden Helligkeit aufzutauchen und sich unmittelbar darüber zu materialisieren. Das Schwert reichte dem Wesen fast bis zur Brust, über der sich ein Kettenhemd spannte. Die ganze Gestalt schimmerte silbrig hell, bis auf die rechteckigen Augenschlitze des Helmes, die den jungen Fährmann schwarz und drohend anstarrten.

Es dauerte nur wenige Sekunden, und weitere Gestalten

materialisierten sich. Alle trugen sie Ritterkleidung, nur wirkten sie schmächtiger und bedeutungsloser als das Wesen, das zuerst aufgetaucht war.

»Du hast uns gerufen, Robert Levin!« rief jene Gestalt, die unmittelbar vor der Rampe der Fähre schwebte. Die Stimme des Dämons klang hohl, wie aus der Tiefe einer Gruft.

Nein! wollte Robert schreien. Doch er brachte keinen Laut hervor.

Seine Stimmbänder versagten.

»Nun, hier sind wir!« fuhr die Rittergestalt höhnisch fort. »Du kannst nun vorbringen, was du uns zu sagen hattest! Ein wenig Zeit bleibt dir dafür noch.«

Die anderen Dämonen kicherten schrill. Vor Freude tanzten sie über der erhellten Wasseroberfläche auf und ab.

»Ich… ich …«, krächzte Robert verzweifelt, »ich habe euch nicht gerufen. Niemals!«

»Du vergißt schnell!« rief der Anführer der Dämonen. »Aber es ist unerheblich, Robert Levin. Wir hätten dich ohnehin zu uns geholt.«

»Nein!« schrie Robert in panischer Angst. »Neiin…«

Die Gestalten schwebten plötzlich auf ihn zu. Sein Schrei erstickte in einem Gurgeln. Er konnte nicht fliehen. Seine Stiefel schienen auf den Decksplanken festgenagelt zu sein.

Auf einmal sah er das Tau. Eines der Taue, mit denen die Fähre am jenseitigen Ufer festgemacht wurde. Die Dämonen schleppten es heran.

Hilflos mußte Robert es geschehen lassen, daß sie es ihm um den Hals schlangen. Feucht und kalt legte sich der Hanf wie eine Klammer um seine Kehle. Seine Augen quollen aus den Höhlen.

Er spürte, daß der Tod nahe war. Das Blut raste durch seine Adern. Sein Herz hämmerte schmerzhaft gegen die Rippen. Die Todesangst durchbohrte ihn wie eine Lanze aus eiskaltem Stahl.

Den Schrei, den er noch ausstoßen wollte, brachte er nicht mehr heraus.

Die Dämonen packten ihn. Ihre Fäuste brannten wie glühende Zangen auf seiner Haut. Sie schleppten ihn vorwärts, stießen ihn über den Rand der Fähre hinaus.

Kopfüber tauchte Robert Levin ins Wasser. Schäumend schlugen die eisigen Fluten über ihm zusammen.

Jetzt, plötzlich, gehorchten seine Muskeln wieder.

Er kämpfte gegen die Strömung an, die ihn mit unbändiger Kraft erfaßte. Seine Schwimmbewegungen waren verzweifelt und hastig.

Einen Moment lang sah es so aus, als würde er den Naturgewalten trotzen können.

Neue Hoffnung beseelte ihn. Doch er bemerkte nicht, wie sich das Tau straffte…

Dann gab es einen furchtbaren Ruck.

Es war Robert Levins letzte Wahrnehmung. Sein Leben war ausgelöscht, vernichtet durch die Mächte der Finsternis, deren Existenz er verleugnet hatte.

Als dunkles, totes Bündel pendelte sein Körper am Tau. Die Strömung spielte mit ihm, nur zehn Meter hinter der Fähre, wo sich durch den plumpen Rumpf des Wasserfahrzeugs kleine Strudel bildeten.

Die Gestalten der Dämonen ließen ein letztes triumphierendes Kichern hören. Dann verschmolzen sie mit der silbernen Helligkeit, aus der sie gekommen waren. Auch der Lichtschein bildete sich bis zu dem anfänglichen Punkt zurück, der in der Tiefe der Fluten versank.

Von unsichtbaren Kräften bewegt, glitt die Fähre langsam ans westliche Ufer zurück. Dort schob sie sich auf die befestigte Böschung, und die Taue rollten sich selbsttätig um die stählernen Poller.

Kein Windhauch regte sich mehr. Stille kehrte über der Rhône ein.

***

Schwere graue Wolken hingen tief über dem Land am Fluß. Bäume und Buschwerk bogen sich unter einem kalten Wind, der hohe Luftfeuchtigkeit aus der Rhône-Niederung mit sich trug.

Erste feine Regentropfen sprenkelten die Windschutzscheibe des dunkelblauen Peugeot 504, der mit mäßiger Geschwindigkeit über die kurvenreiche Provinzstraße rollte.

Professor Zamorra schaltete die Scheibenwischer ein. Der Regen verstärkte sich. Das Heizgebläse verteilte behagliche Wärme im Wageninneren. Dennoch zog Bill Fleming fröstelnd die Schultern hoch.

»Keine sehr einladende Gegend«, meinte er, »die Einöde und das Wetter schlagen einem garantiert aufs Gemüt. Ich kann mir gut vorstellen, wie die Leute hier leben. Abends verkriechen sie sich hinter den Ofen und erzählen schaurige Geschichten.«

»Sicher hast du recht«, entgegnete Zamorra, »aber in den meisten Geschichten steckt auch ein Fünkchen Wahrheit.«

Nach einer langgezogenen Rechtskurve, die um einen Hügel herumführte, tauchten die ersten Häuser im Blickfeld der beiden Freunde auf. Es handelte sich um Gehöfte, die scheinbar wahllos verteilt in die grüne Hügellandschaft eingebettet waren. Menschen waren nicht zu sehen. An diesem frühen Sonntagmorgen bereiteten sich die Leute von Soranges auf den Kirchgang vor.

Schnurgerade führte die Straße auf den Ort zu. Die Bebauung verdichtete sich rasch, und wie es schien, entstammte Soranges noch jener mittelalterlichen Siedlungsform, nach der sich die Häuser ringförmig um einen zentralen Platz gruppierten. Vor einem der ersten Fachwerkhäuser an der rechten Straßenseite stand ein verwittertes

Holzschild, dessen Aufschrift ›Soranges‹ nur noch mit Mühe zu entziffern war.

Professor Zamorra verlangsamte das Tempo. Bill Fleming und er ließen sich Zeit, die wuchtigen bäuerlichen Häuser und die wenigen kleinen Läden und Werkstätten ausgiebig zu betrachten. Aber auch hier ließ sich keine Menschenseele blicken. Soranges wirkte wie ausgestorben.

Das Zentrum des Dorfes bestand überwiegend aus der Straßenkreuzung. Von dem früheren Marktplatz waren nur noch gepflasterte Flächen vorhanden, die sich an den Gebäuden rings um die Kreuzung entlangzogen. Die asphaltierte Durchgangsroute führte weiter nach Südosten.

Zamorra trat auf die Bremse. Nach links zweigte eine schmale, mit Kopfsteinen gepflasterte Straße ab. Auf der gegenüberliegenden Seite war an einer Scheunenwand ein Wegweiser befestigt. Die Lettern waren ungelenk mit Lackfarbe gemalt und wiesen darauf hin, daß dieser Weg zur Rhône-Fähre führte.

Aus einem Impuls heraus zog Zamorra die Limousine nach links.

»Wir werden uns erst einmal diese Fähre ansehen«, entschied er, »danach suchen wir den Mann auf, der mir den Brief geschrieben hat.«

Bill Fleming seufzte.

»Allmählich glaube ich, du hast den Sinn für Gemütlichkeit verloren. Ich freue mich seit Stunden auf eine behagliche Bauernstube, auf einen kräftigen Kaffee mit einem Schinkenbrot dazu… und dich zieht es bei diesem trüben Wetter ausgerechnet an den Fluß.«

Zamorra antwortete nicht. Seine Gedanken standen unter einem geheimnisvollen Bann, der sich jetzt zunehmend verstärkte, je näher sie dem Fluß kamen. Sie fuhren an der Kirche vorbei, deren Mauern aus mächtigen Quadersteinen bestanden. Zamorra spürte nun überdeutlich jene düsteren Drohungen aus dem Unterbewußtsein, die er schon während der nächtlichen Zugfahrt empfunden hatte.

Sie erreichten den östlichen Ortsrand. Das Kopfsteinpflaster endete in einem schlammigen, von Wagenspuren zerfurchten Weg. Zamorra schaltete in den zweiten Gang.

Sekunden später sah er seine Ahnung bestätigt.

Bill Fleming beugte sich überrascht vor.

Eine Kette von Menschen säumte die Uferböschung, bewegungslos, in dunkle Regenmäntel gekleidet, die vor Feuchtigkeit glitzerten. Der Fluß und die Fähre waren noch nicht zu sehen. Doch es schien eindeutig, daß dort etwas geschehen sein mußte, was die Dorfbewohner in stummer Fassungslosigkeit erstarren ließ.

Professor Zamorra bezwang seine innere Anspannung. Geschickt lenkte er den Peugeot über den unebenen Weg. Die schwere Limousine ächzte in der Federung.

Niemand drehte sich um, als der Wagen herannahte. Auch dann nicht, als Zamorra und Bill Fleming ausstiegen und sich der schweigenden Menschenmenge näherten. Auf dem weichen Gras der Uferböschung gingen sie an den Leuten vorbei, bis sie freie Sicht hatten.

Bill Fleming packte erschrocken Zamorras Unterarm. Die Fähre lag am diesseitigen Ufer vertäut. Zwei Männer, in hüfthohen Gummistiefeln und mit Ölzeug bekleidet, wateten in das seichte Wasser auf der Seite der Fähre, die der Strömung abgewandt war. Einer von ihnen packte ein Tau, das straff gespannt in der Strömung hing. Der zweite Mann trug eine Holzstange, an deren Ende sich ein stählerner Haken befand.

Die Blicke von Zamorra und Bill Fleming wanderten an dem Tau entlang. Deutlich erkannten sie das dunkle, längliche Bündel, das am Ende des Taues in den Fluten pendelte. Und sie wußten im gleichen Moment den Sinn des zweirädrigen Karrens zu deuten, der am Ufer wartete. Ein großer, knochiger Ochse stand mit träge hängendem Schädel in der Deichsel.

Der Mann, der fast das flußseitige Ende der Fähre erreicht hatte, packte nun das Tau mit beiden Händen und watete zurück zum Ufer. Es kostete ihn erheblichen Kraftaufwand, denn die Strömung der Rhône war in dieser regenreichen Jahreszeit äußerst stark. Doch schon bald war das leblose Bündel so nahe am Ufer, daß der zweite Mann mit der hakenbewehrten Stange eingreifen konnte. Der Stahlhaken krallte sich fest, und die beiden Männer konnten nun gemeinsam ziehen.

Als sie den Leichnam ins Ufergras zogen, ging ein Raunen durch die Menge. Selbst auf die Entfernung von etwa zwanzig Meter war deutlich zu sehen, auf welch grauenvolle Weise der Mann sein Leben ausgehaucht hatte. Das Ende des Taues war um seinen Hals geschlungen. Und die Kraft der Strömung mußte so stark gewesen sein, daß die Wirkung einer Hinrichtung am Galgen gleichgekommen war. Ein markerschütternder Schrei zerriß plötzlich die Stille.

Eine kleine, rundliche Frau löste sich aus der Reihe der stummen Zuschauer und rannte die Böschung hinunter. Ihr Schrei brach nicht ab. Auf halbem Weg stolperte sie, schlug hin. Aber sofort rappelte sie sich wieder auf. Ihr Schrei klang wie »Robert«, doch es war nicht genau zu verstehen.

Einer der beiden Männer bei dem Toten wollte die verzweifelte Frau aufhalten. Doch er hatte offenbar die Kraft unterschätzt, die sie in ihrem grenzenlosen Schmerz entwickelte. Sie riß sich los, warf sich mit einem letzten Aufschrei auf den kalten, nassen Leichnam.

Nur noch am Zucken ihrer Schultern war zu erkennen, wie krampfhaft sie schluchzte.

Neue Helfer lösten sich aus der Zuschauerreihe. Sie scharten sich um den Toten und die Frau, die ihre Umgebung nicht mehr wahrnahm. Nur wenige Worte wurden gewechselt. Dann packten die Männer zu.

Erneut schrie die Frau auf, als sie von dem Toten fortgezogen wurde. Sie setzte sich zur Wehr, schlug um sich, aber es half nichts.

Schon bald versiegten ihre Schreie. Ihre Kraft schien zu schwinden.

Die anderen rollten den Toten in eine Plane und luden ihn auf den Karren.

»Das sieht nach Selbstmord aus«, meinte Bill Fleming. »Wie kommen die Leute dazu, den Toten einfach wegzuschaffen? Sie hätten die Polizei verständigen müssen. In diesem Fall dürfte die Flußpolizei zuständig sein, sofern es hier so etwas gibt…«

»Es wäre nicht gut, wenn wir uns schon jetzt einmischen«, entgegnete Zamorra, »die Menschen hier denken in Begriffen, die uns fremd sind. Auf jeden Fall war es kein Selbstmord.«

Bill Fleming blickte seinen Freund verblüfft an.

»Du meinst… Mord? Woher willst du das wissen?«

»Wir werden es bald erfahren«, sagte Zamorra leise und deutete mit einer kaum merklichen Handbewegung zum Fluß hinunter.

Der Mann, der den Toten mit der Stange aus dem Wasser gezogen hatte, blickte forschend zu den beiden elegant gekleideten Fremden herauf. Im gleichen Moment glättete sich seine Miene. Er schien zu wissen, um wen es sich handelte. Er gab den übrigen Helfern kurze Anweisungen und stapfte dann mit schweren Schritten die Böschung herauf, auf Zamorra und Bill Fleming zu.

Der Mann war untersetzt und breitschultrig. Wind und Wetter hatten seine Gesichtshaut leicht gerötet. Seine blauen Augen blickten offen und ohne jedes Mißtrauen. Das Ölzeug knarrte bei jedem Schritt.

»Professor Zamorra?« fragte der Mann.

Zamorra nickte.

»Ich habe meinen Freund Bill Fleming aus New York mitgebracht.« sagte er, »er ist Historiker und Naturwissenschaftler.«

»Mein Name ist Georges Levin«, stellte sich der Mann vor, »ich habe Ihnen den Brief geschrieben, Professor. Und ich bin sehr dankbar, daß Sie gekommen sind. Der Tote dort unten…«

Er holte tief Luft, wie, um sich von einer schweren Last zu befreien. »… ist mein Bruder.«

Zamorra und Bill Fleming waren bestürzt. Selbst für den Professor, der mit Unheil gerechnet hatte, war diese Nachricht alarmierend. Welche Bedeutung hatte die Tatsache, daß ausgerechnet der Mann, der ihn wegen rätselhafter Geschehnisse gerufen hatte, nun seinen Bruder verlor?

Der Ochsenkarren setzte sich rumpelnd in Bewegung. Die Männer, die die Frau führten, hatten bereits den Ortsrand erreicht. Die übrigen

Leute folgten dem Karren. Es herrschte Schweigen. Das Grauen hatte allen die Kehle verschnürt.

»Kommen Sie mit in mein Haus«, bat Georges Levin, »ich werde versuchen, Ihnen eine Erklärung zu geben, Messieurs.«

Professor Zamorra und Bill Fleming nickten stumm. Beide mußten vor sich selbst zugeben, daß ihre Ankunft in Soranges einem Schock gleichkam. Sie brauchten Zeit, um das Gesehene zu verwinden.

Georges Levin fuhr in der Limousine der beiden Freunde mit. In gemessenem Abstand folgten sie der Kolonne der Menschen, die den Leichnam ihres Mitbürgers nach Hause brachten. Kurz darauf passierten sie das Häuschen auf dem Hof von Georges Levin. Zamorra und Bill Fleming erfuhren, daß Robert Levin hier mit seiner Familie ein bescheidenes aber glückliches Leben geführt hatte.

»Meine Frau und die Nachbarn kümmern sich um Marie und die beiden Söhne«, erklärte Georges Levin, »es wird alles getan, was möglich ist.« Es klang wie eine Entschuldigung dafür, daß er selbst es in diesem Augenblick für wichtiger hielt, mit dem Professor zu reden.

Zamorra brachte den Peugeot vor dem Dielentor des Bauernhauses zum Stehen. Georges Levin führte die Männer durch die halbdunkle Diele, in der es nach frischen Rübenblättern roch. Von beiden Seiten waren die Freßgeräusche der Kühe zu hören, die wegen des schlechten Wetters vorzeitig von der Weide abgetrieben worden waren.

In der behaglichen Wohnstube des Bauernhauses strahlte ein wandhoher Kachelofen gemütliche Wärme aus. Bill Fleming verlor kein Wort mehr darüber, daß es gerade diese anheimelnde Atmosphäre war, nach der er sich in den vergangenen Stunden gesehnt hatte. Georges Levin streifte auf dem Flur sein Ölzeug ab, holte Wasser für den Teekessel und schob diesen in die Klappe des Kachelofens. Auf einer dunkelgebeizten Kommode standen Porzellantassen, Löffel und Zuckerschale bereit. Vorweg servierte Levin einen Cognac zum Aufwärmen. Bill Fleming verzichtete diesmal auf Soda und Eis.

Schließlich setzte sich Georges Levin in den noch freien Ohrensessel. Es schien, als habe er die Minuten des Hantierens gebraucht, um seine Gedanken zu ordnen.

»Seit ich Ihnen den Brief schrieb, sind zwei Wochen vergangen«, sagte Georges Levin, »und in dieser Zeit hat sich das Unheil über Soranges zusammengeballt. Der Tod meines Bruders war vorauszusehen.«

»Warum hat es dann niemand verhindert?« rief Bill Fleming verständnislos.

Levin lächelte matt.

»Kein Mensch kann etwas verhindern, das nach dem Willen der Finsternismächte geschieht, Monsieur. Außer…« Er schwieg, wandte

lediglich den Blick zu Professor Zamorra.

»Berichten Sie von Anfang an«, bat dieser, »über die Bedeutung der Fähre haben Sie mir ja geschrieben. Auch mein Freund ist dar- über informiert.«

Georges Levin preßte die Fingerspitzen gegeneinander. Einen Moment lang starrte er unentschlossen auf die Tischplatte. Dann hob er den Kopf, schien sich einen inneren Ruck zu geben.

»Der Fährdienst in Soranges wurde seit Jahrhunderten von der Familie Fourcher verrichtet. Der Beruf vererbte sich vom Vater auf den Sohn. Zeitweise soll die Familie auch mehrere Söhne gehabt haben, die sich dann untereinander ablösten. Jedenfalls hat niemals ein Fourcher diesen Ort verlassen, um sich anderswo eine Stellung zu suchen.«

»Und die Töchter?« fragte Bill Fleming. »Sind die auch hiergeblieben?«

Levin zuckte die Achseln.

»Es ist nicht bekannt, daß die Fourchers Töchter gehabt haben. Jedenfalls kenne ich keine Chronik, in der darüber berichtet wird. Nun, unser guter alter Jacques Fourcher war ein Eigenbrötler, ein verschlossener, starrköpfiger Mensch, der nie Freunde hatte. Und er fand auch keine Frau. Vielleicht hat er es nie wirklich versucht. Wer weiß? Jedenfalls war er der Letzte aus der Fährmannsfamilie. Er starb vor drei Tagen. Ich hatte in meinem Brief erwähnt, daß er bereits auf dem Sterbebett lag. Nun, sein Tod war rätselhaft. Eigentlich wissen wir nicht einmal genau, ob er wirklich tot ist. Jacques Fourcher ist verschwunden. Sein Totenbett war eines Morgens leer. Die meisten von uns nehmen an, daß er in den Fluß gegangen ist. Beziehungsweise, daß er geholt wurde, daß er den Befehl dazu erhielt. Auch ich bin dieser Meinung. Anders ist es nicht zu erklären.«

Der Wasserkessel summte. Georges Levin stand auf. Seine Bewegungen wirkten müde.

Bill Fleming wollte etwas einwenden. Aber Zamorra forderte ihn mit einer raschen Handbewegung auf, zu schweigen. Der Professor begann, die geheimnisvollen Zusammenhänge zu erfassen. Er wollte nicht, daß Levin jetzt durch eine unbedachte Bemerkung aus dem Konzept gebracht wurde. Am allerwenigsten half es, wenn man die Furcht vor den Mächten der Finsternis kritisierte.

Georges Levin sprach weiter, während er den Tee zubereitete.

Ausführlich schilderte er, wie sich sein Bruder entschlossen hatte, den Posten des Fährmannes zu übernehmen.

»Vor allem die älteren Leute im Dorf warnten davor«, fügte er hinzu. Er brachte die Teekanne zum Tisch, schenkte das dunkle, aromatische Gebräu in die Tassen. Er setzte sich ächzend. »Wissen Sie, die jüngeren von uns wollten von den alten Geschichten nicht viel wissen. Sie

waren froh, daß sich jemand bereit erklärte, Fährmann zu werden. Ich selbst habe mich der Stimme enthalten. Ich habe versucht, Robert von seinem Entschluß abzubringen. Aber es half nichts. Ich fürchte, der Starrsinn liegt bei uns in der Familie. Oder das, was ich jetzt als Starrsinn betrachte, war bereits der Einfluß der Finsternismächte.«

Bill Fleming rührte in seinem Tee. Er hielt sich zurück, obwohl er eine Menge harter Fragen hätte stellen können. Doch er wollte seinem Freund jetzt nicht vorgreifen.

»Sie sprachen von alten Geschichten, Monsieur Levin«, sagte Professor Zamorra leise, »können Sie uns das näher erklären?«

Georges Levin hob geistesabwesend die Teetasse, setzte sie aber sofort wieder ab, als er sich die Lippen verbrannte.

»Ich weiß nur das, was die alten Leute erzählen«, antwortete er, »und ich gehöre nicht zu jenen jungen Burschen, die darüber nur lachen. Etwas Wahres muß daran sein, wenn ich auch nicht alles glauben kann.« Er hielt inne, als müsse er nach Worten suchen. Dann fuhr er mit gesenkter Stimme fort. »Die Alten sagen, daß die Fourchers mit den Mächten der Finsternis im Bunde standen. Dämonen sollen den Fluß beherrschen. Dämonen, die es nur unter bestimmten Voraussetzungen zulassen, daß ein neuer Fährmann seinen Dienst antritt.«

»Was für Voraussetzungen?« fragte Zamorra gespannt.

Georges Levin wurde weiß im Gesicht.

»Es heißt, sie fordern ein Opfer… ein Blutopfer. Die Dämonen verlangen, daß das Wasser der Rhône mit dem Blut eines jungen Mädchen vermischt wird.«

Professor Zamorra hatte Schlimmes erwartet. Doch dies übertraf seine Vorstellungskraft. Er war fassungslos. Und ein Seitenblick zeigte ihm, daß auch Bill Fleming die Worte des Bauern nicht mit einer lässigen Bemerkung überspielen konnte.

Georges Levin sah die beiden Männer aus geweiteten Augen an.

»Das ist noch nicht alles, Messieurs«, flüsterte er, »seit Fourchers Verschwinden fordern die alten Leute, daß wir den Dämonen das Blutopfer bringen…«

***

Das romantische Tal der Loire zeigte sich an diesem Morgen von seiner schönsten Seite. Eine strahlende Herbstsonne ließ die Wälder und Höhenzüge in farbenprächtigem Glanz erscheinen. Auch die Zinnen und Türme von Château Montagne wirkten an diesem Morgen heller und freundlicher als sonst. Es war ein Bild der Ruhe und des Friedens.

Lange blickte Nicole Duval durch das Fenster ihres Arbeitszimmers auf die Serpentinen hinab, die sich, von Wäldern umsäumt, vom

Schloß bis hinunter zur Hauptstraße schlängelten. Auf der anderen Seite des Flusses duckten sich die Häuser des Dorfes an die sanftgeschwungenen Hänge.

Nicole trug einen glockigen, knielangen Tweedrock, der den jüngsten Modeschöpfungen entsprach. Dazu eine leichte dunkelblaue Strickjacke, die ihr bis auf die schlanken Hüften reichte. Ein dezentes Make-up stand in perfektem Einklang mit ihrem seidenweichen, rostbraun schimmernden Haar. Ihre wirkliche Haarfarbe hatte Professor Zamorra bislang vergeblich zu ergründen versucht.

Denn Nicole besaß einen unerschöpflichen Ideenreichtum, was immer neue Frisuren anbetraf.

Im Innenhof des Schlosses standen der R 4 des Butlers und die Fahrräder des übrigen Personals. Sie alle zogen es vor, im Dorf zu wohnen, denn sie fürchteten sich vor der zeitweise düsteren Atmosphäre von Château Montagne. Auch Nicole war es anfangs nicht anders ergangen. Doch sie hatte diese Furcht inzwischen abgelegt.

Sie wußte, daß Professor Zamorra jene Mächte der Finsternis bezwungen hatte, die über Jahrhunderte das Château beherrschten.[2]

Seufzend riß sich Nicole von dem herrlichen Anblick des Loire-Tals los und begann, die Stapel von Aktendeckeln und losen Unterlagen auf ihrem Schreibtisch zu sortieren. Im Konzept hatte sie die Ausarbeitungen für ihren Chef vorbereitet. Doch der Kongreß in Amsterdam fand bereits nächste Woche statt. Deshalb mußte Nicole auch an diesem Sonntag arbeiten, um die Berge von Manuskripten rechtzeitig zu bewältigen.

Sie spannte den ersten Bogen in die Maschine, legte die Unterlagen zurecht und wollte mit geübter Schnelligkeit die Tasten bearbeiten.

Es klopfte an der Tür.

»Ja, bitte!« rief Nicole, ein wenig ärgerlich über die frühe Störung.

Die Tür öffnete sich, und die unverwechselbar steife, würdige Gestalt des Butlers Raffael Bois erschien.

»Jemand möchte Sie sprechen, Mademoiselle«, sagte er mit einer angedeuteten Verbeugung, »ein Herr aus Soranges an der Rhône. Er kommt im Auftrag des Professors.«

Nicole runzelte die Stirn.

»Aber ich habe niemanden durch das Tor kommen sehen, Raffael. Und ich halte mich schon seit geraumer Zeit in diesem Zimmer auf.«

Raffael Bois lächelte zurückhaltend.

»Der Besucher ist aber vorhanden, Mademoiselle. Soll ich ihn hereinführen?«

»Ja… ja, natürlich«, antwortete Nicole irritiert.

Der Butler machte würdevoll auf dem Absatz kehrt, zog die Tür leise ins Schloß.

Soranges, überlegte Nicole, so hieß das Dorf, das ihr Chef aufsuchen

wollte. Aber wenn sie nicht alles täuschte, konnte er erst an diesem Morgen dort eintreffen. Ja, richtig! Der Leihwagen in Lyon war für diesen Sonntagmorgen bestellt worden! Wie sollte Professor Zamorra dann jemanden beauftragt haben, eine Nachricht nach Château Montagne zu bringen? Gab es in Soranges kein Telefon?

Kein Postamt? Und überhaupt – niemand konnte die Entfernung in ein paar Stunden bewältigen…

Wieder klopfte es.

Raffael Bois führte den Mann herein und zog sich sofort zurück, wie es sich seiner Meinung nach für einen diskreten Butler gehörte.

Nicole starrte den Fremden aus großen Augen an. Sie öffnete den Mund, wollte sprechen, doch etwas versiegelte ihre Stimmbänder.

Der Mann stand regungslos da, musterte sie aus stumpfen, gefühllosen Augen, die in einer faltigen, verwitterten Gesichtslandschaft lagen. Er war klein und hager, trug dunkelgraues Drillichzeug und klobige Lederstiefel. Seine Hände, die aus zerschlissenen Ärmeln ragten, waren knochig und wirkten überdimensional. Das graue Haar des Mannes war unter einer abgewetzten Schirmmütze größtenteils verborgen.

»Ich bin Jacques Fourcher«, sagte der Mann mit einer Stimme, die seltsam monoton und hohl klang, »ich komme aus Soranges, Mademoiselle. Ich habe den Auftrag, Sie abzuholen und nach Soranges zu begleiten.«

Nicole fand endlich ihre Fassung wieder. Doch gleichzeitig spürte sie, daß sie die Kontrolle über sich verlor. Der alte Mann erschien ihr mitleiderregend, führte doch nur einen Auftrag aus. Sie brachte es nicht mehr fertig, ihn mit bohrenden Fragen zu belästigen und überhaupt an seiner Rechtschaffenheit zu zweifeln. Er hatte den weiten Weg nach Château Montagne auf sich genommen. Nein, er verdiente es nicht, daß man ihm Vorwürfe machte.

»Professor Zamorra schickt Sie?« fragte Nicole freundlich. Mit mechanischen Bewegungen stand sie auf, ohne daß sie es eigentlich wollte.

»Ja«, antwortete Fourcher unbeteiligt, »sind Sie bereit, Mademoiselle?«

»Aber… aber Sie haben eine weite Reise hinter sich. Wollen Sie nicht erst ausruhen, essen und trinken?«

»Nein. Wir brechen sofort auf, Mademoiselle. Es ist keine Zeit zu verlieren.« Die Worte des alten Mannes klangen weder wie ein Befehl noch wie eine Bitte. Er sagte es auf, wie einen Vers, den er auswendig gelernt hatte.

»Ja, selbstverständlich«, antwortete Nicole bereitwillig, »fahren wir, mit dem Wagen?«

»Ja, der Professor bittet darum.«

»Gut, dann folgen Sie mir bitte.«

Nicole eilte voraus. Ihr fiel nicht auf, daß von dem alten Fourcher, der ihr folgte, keine Schritte zu hören waren. Im Vorbeigehen rief sie Raffael Bois in der Halle zu, daß sie gemeinsam mit dem Besucher nach Soranges aufbrechen werde. Der Butler verneigte sich nur, zum Zeichen, daß er verstanden hatte. Nicoles Worte hatten fröhlich geklungen; wie die eines jungen Mädchens, das zu einem sonntäglichen Ausflug starten wollte.

Eilig holte sie den großen Citroën des Professors aus der Garage.

Der alte Mann aus Soranges nahm auf dem Beifahrersitz Platz. Seine Miene war von stoischer Unbewegtheit. Die knochigen Hände hielt er über den Knien gefaltet.

Nicole ließ die Limousine im Schrittempo vom Innenhof des Schlosses rollen. Dann erhöhte sie das Tempo, als sie die gewundene Zufahrt erreichte.

Sie zweifelte nicht mehr daran, daß ihr Chef sie hatte rufen lassen.

Sie war vor allem erfreut, ihm diesen Gefallen tun zu können. Ja, sicherlich hatte er es sich anders überlegt und wollte die Rückfahrt mit dem eigenen Wagen antreten – nicht mit der Bahn, wie ursprünglich vorgesehen.

Nicole Duval konnte nicht wissen, daß ihre Gedanken von einer fremden, geheimnisvollen Macht gelenkt wurden. Noch viel weniger konnte sie ahnen, daß es den alten Mann an ihrer Seite eigentlich nicht mehr gab.

***

Der kleine Saal des Dorfgasthauses war kalt und ungemütlich. Zwei Kanonenöfen, in denen eilends das Feuer angefacht worden war, vermochten nicht, den Saal in der kurzen Zeit zu erwärmen.

Der Gemeinderat hatte die Versammlung erst vor zwei Stunden einberufen. Alle männlichen Bürger von Soranges waren anwesend.

Außerdem Professor Zamorra und Bill Fleming. Georges Levin hatte bei den Ratsherren durchgesetzt, daß die beiden Gäste an der Versammlung teilnehmen durften.

Allerdings hatten sie weder Stimmrecht, noch durften sie sich zu Wort melden. Lediglich das Zuhören war ihnen gestattet.

Zamorra und Bill Fleming saßen an einem kleinen Tisch in der Ecke neben dem Saaleingang. Levin gehörte zum Gemeinderat, hatte vorn an dem langen Tisch Platz genommen, der vor den Versammlungsteilnehmern quergestellt worden war.

Dumpfes Stimmengemurmel erfüllte den großen Raum. Erste Rauchschwaden von Zigarren und Tabakspfeifen stiegen zur gebräunten, holzverschalten Decke empor. Die Fenstervorhänge waren beiseitegezogen. Doch das schwache Tageslicht reichte nicht aus.

Altertümliche Wandlampen streuten zusätzliche Helligkeit aus.

Zwei Kellnerinnen hatten alle Hände voll zu tun, um die Männer mit Rotwein, Pastis und Cognac zu versorgen.

Zamorra und Bill Fleming blieben bei Cognac. Denn der war am besten geeignet, die vom Fußboden aufsteigende Kälte vergessen zu lassen. Die beiden Männer verhielten sich so zurückhaltend wie möglich, wechselten nur wenige Worte und bemühten sich, trotz ihrer Gespanntheit nur ausdruckslose Mienen aufzusetzen. Die anfänglichen mißtrauischen Blicke der Dorfbewohner waren gewichen. Sie hatten gesehen, daß die Fremden zusammen mit Georges Levin den Gasthof betreten hatten. Das genügte vorerst. Die Aufmerksamkeit der Leute konzentrierte sich nun auf den Gemeinderat, der inzwischen vollzählig versammelt war.

Das helle Klingeln einer Rednerglocke übertönte das Stimmengewirr. Sofort kehrte Ruhe ein. Alle Blicke richteten sich nach vorn, zum Tisch des Gemeinderates.

Der Bürgermeister von Soranges erhob sich und stellte die Glocke auf dem Tisch ab. Er war ein großer, fülliger Mann mit Halbglatze und einem gutmütigen, breiten Gesicht.

»Messieurs!« rief er mit dröhnender Stimme. »Sie alle kennen den Grund unserer Zusammenkunft. Ich brauche Sie über Einzelheiten nicht erst zu informieren. Sie alle wissen, was der Tod des armen Robert Levin für unser Dorf bedeutet. Ich will mich deshalb nicht mit langen Vorreden aufhalten. Ich bitte um Ihre Vorschläge, Messieurs. Was können wir tun, um das Unheil von Soranges abzuwenden?«

Bill Fleming stieß Zamorra mit dem Ellenbogen an.

»Kennst du eine bessere Suggestivfrage?« flüsterte der Amerikaner.

Zamorra schüttelte kaum merklich den Kopf.

Im Saal setzte ein Raunen ein. Heftige, halblaute Diskussionen begannen. Wieder mußte der Bürgermeister mit seiner Glocke für Ruhe sorgen.

»Hat denn niemand einen Vorschlag zu machen?«

Der alte Duchelles hob den Arm, stand auf. Atemlose Stille kehrte ein. Alle kannten ihn, alle wußten, daß er der letzte gewesen war, den Robert Levin mit der Fähre übergesetzt hatte.

»Wir müssen das Blutopfer bringen«, sagte Duchelles, »uns bleibt keine andere Wahl. Ich bitte den Gemeinderat, einen entsprechenden Beschluß zu fassen.«

Der alte Mann setzte sich wieder.

»Die Ratsmitglieder haben Ihre Worte zur Kenntnis genommen, Monsieur Duchelles«, sagte der Bürgermeister, und seine Miene war unbewegt. »Gibt es weitere Vorschläge?«

Ein junger Bursche, der mit Gleichaltrigen in den hinteren Reihen saß, sprang erregt auf.

»Vorschlag nennt ihr das?« schrie er erregt. »Was der alte Duchelles gesagt hat, ist eine Empfehlung zum Mord! Wollen Sie allen Ernstes darüber reden, Messieurs? Vergessen Sie nicht, daß wir im zwanzigsten Jahrhundert leben.«

»Daran denken wir sehr wohl, Monsieur Manoir«, entgegnete der Bürgermeister spitz, »wir müssen aber auch daran denken, daß wir in Soranges leben. Ich glaube, Sie wissen, was ich damit sagen will. Der Tod von Robert Levin hat es uns deutlich vor Augen geführt. Haben Sie nun einen Gegenvorschlag zu machen, oder handelte es sich lediglich um eine Kritik, Monsieur Manoir?«

Der junge Manoir, der besonders durch seinen flammend roten Haarschopf auffiel, war stehengeblieben.

»Jawohl, ich habe einen Vorschlag!« rief er erregt. »Ich werde den Posten des Fährmanns übernehmen!«

Alle Köpfe flogen herum. Entgeisterte Blicke trafen den Mann.

Und in den meisten dieser Blicke war zu lesen, daß sie ihn für verrückt hielten.

Der Bürgermeister hatte sich als erster von der Überraschung erholt.

»Soll ich es so verstehen, daß Sie den Fährmannsposten ohne ein vorheriges Opfer antreten wollen, Monsieur Manoir?«

»Allerdings!« schrie der Rothaarige wütend. »Ich tue es für den armen Robert, den ich gut kannte. Ich tue es für das ganze Dorf, und sogar für die zitternden alten Waschlappen dort vorn!« Mit ausgestrecktem Arm deutete er auf die Gruppe der alten Bauern, mit denen Duchelles zusammensaß.

Empörte Rufe wurden laut; Schimpfworte, die sich auf Manoirs Geisteszustand bezogen. Die Bauernsöhne unterstützten Manoir durch Beifallsrufe. Sie schienen stolz zu sein, daß es jemanden aus ihrer Mitte gab, der trotz Robert Levins Tod noch Mut aufbrachte.

Diesmal kostete es den Bürgermeister einige Mühe, sich wieder Gehör zu verschaffen.

»Monsieur Manoir!« rief er. »Sind Sie sich darüber im klaren, daß Ihr Vorschlag ebenfalls einem Opfer gleichkommt? Nur mit dem Unterschied, daß Sie sich selbst opfern?«

»Unsinn!« konterte der junge Mann. »Irgendwann muß Schluß sein mit dem Spuk. Und ich werde die Kraft haben, den Mächten der Finsternis zu trotzen. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Das hat Robert Levin auch gesagt«, antwortete einer der älteren Versammlungsteilnehmer.

»Robert hat nicht genug darüber nachgedacht«, entgegnete Manoir, »und genau das habe ich getan. Ich weiß, wie ich mich selbst schützen kann.«

»Wie denn?« schrie ein anderer. »Los, verrate uns dein Geheimrezept, Philippe Manoir!«

»Ich denke nicht daran! Ich verdränge es sogar aus meinen Gedanken, damit die Dämonen es nicht herausfinden.«

Gelächter erscholl. Und von neuem boshafte Bemerkungen, die den Geisteszustand des Rothaarigen betrafen. Aber Philippe Manoir ließ sich nicht beirren.

»Ich habe einen Vorschlag gemacht!« brüllte er mit Stentorstimme um das Gemurmel zu übertönen. »Ich verlange, daß der Gemeinderat darüber abstimmt!«

Mit seiner Klingel sorgte der Bürgermeister von neuem für Ruhe.

»Wir werden über beide Vorschläge abstimmen«, erklärte er, sichtlich irritiert, »gibt es weitere Wortmeldungen?«

Doch keiner hörte mehr auf ihn. Während die alten Männer über Manoirs vermeintliche Verrücktheit diskutierten, feierten die jungen Leute von Soranges ihren Helden mit lautem Beifallsklatschen. Die Männer des Gemeinderats steckten die Köpfe zusammen und debattierten angestrengt.

Zamorra und Bill Fleming wechselten einen Blick.

»Sie werden Manoirs Vorschlag zustimmen«, sagte der Professor leise, »denn ihnen klingt es noch in den Ohren, was er sagte. Keiner von ihnen kann es vor seinem Gewissen verantworten, einer Mordempfehlung zu folgen.«

»Wenn sie es wirklich tun würden«, flüsterte Bill Fleming voller Grimm, »dann hätten sie morgen Polizei und Presse auf dem Hals. Ich würde nämlich dafür sorgen. Man kann doch nicht dulden, daß hier ein Mord mit offener Billigung geschieht.«

»Natürlich nicht«, erwiderte Zamorra, »aber man muß auch die Reaktion der alten Leute verstehen. In ihrer Angst kennen sie keine Grenzen.«

Bill Fleming schüttelte heftig den Kopf.

»Da hört bei mir jedes Verständnis auf. Ich fühle mich direkt ins Mittelalter zurückversetzt.«

In diesem Punkt konnte Zamorra nicht widersprechen.

Minuten später wurde es wieder ruhig, als sich der Bürgermeister erhob.

»Ich gebe das Resultat der Abstimmung bekannt«, verkündete er würdevoll, »es wurde geheim abgestimmt, wie es bei öffentlichen Ratssitzungen vorgeschrieben ist. Der Vorschlag von Monsieur Duchelles wurde bei drei gegen neun Stimmen abgelehnt.«

Die jungen Männer klatschten Beifall.

Der Bürgermeister ließ die Glocke klingen und sprach weiter.

»Der Vorschlag von Monsieur Manoir wurde dagegen mit neun gegen drei Stimmen angenommen.«

Erneuter Beifall brandete auf, lauter diesmal. Philippe Manoirs Freunde sprangen von ihren Stühlen auf und umringten johlend den

rothaarigen jungen Mann, der mit verlegenem Lächeln dasaß.

Professor Zamorra beschloß, mit Philippe Manoir ein ernstes Wort zu reden, sobald sich die Gelegenheit dazu bot.

***

Mit gleichbleibendem Brummen jagte der Citroën auf der vierspurigen Nationalstraße dahin. Wegen der Mittagszeit herrschte wenig Verkehr. Nicole kam zügig voran, ohne sich am Lenkrad übermäßig anstrengen zu müssen.

Seit drei Stunden waren sie unterwegs, und der alte Mann aus Soranges hatte bis jetzt höchstens vier oder fünf Worte von sich gegeben. Aus den Augenwinkeln heraus sah Nicole, daß er noch genauso auf dem Beifahrersitz hockte wie bei der Abfahrt – den Blick starr geradeaus gerichtet, die knochigen Hände auf den Knien gefaltet.

Nicole wollte das Autoradio einschalten, um wenigstens etwas Unterhaltung zu haben.

»Lassen Sie das!« befahl der alte Fourcher eisig.

Wie elektrisiert zog Nicole die Hand zurück.

»Entschuldigung«, murmelte sie, verlegen wie ein Schulmädchen, das beim Äpfelstehlen erwischt worden war. Aber warum hatte sie auch nicht daran gedacht? Der Mann aus Soranges war alt, und er hatte eine sehr lange Fahrt hinter sich. Da war es doch mehr als verständlich, daß er seine Ruhe haben wollte. Nicole kam sich plötzlich schlecht vor, weil sie nicht mehr Mitgefühl für den alten Mann zeigte.

»Haben Sie auch Hunger?« fragte sie nach minutenlangem Schweigen.

»Nein.«

»Aber Sie müssen doch… ich meine, nach der langen Fahrt …«

»Nein.«

Nicole blickte ihn verstohlen von der Seite an. Sein Gesichtsausdruck war unverändert maskenhaft. Fühlte er sich womöglich betrogen? Zahlte ihm der Professor nicht genug Geld für den langen Botenweg? Doch Nicole mochte den alten Mann nicht danach fragen, denn es bestand die Gefahr, daß sie ihn dadurch erst recht beleidigte.

Nach geraumer Zeit wagte sie es wieder, ihn anzusprechen.

»Hätten Sie etwas dagegen, Monsieur Fourcher, wenn ich mir etwas zu essen besorge? Auf den Parkplätzen gibt es Imbißbuden. Sind Sie einverstanden, wenn ich bei der nächsten Gelegenheit kurz anhalte?«

»Ja.«

»Soll ich Ihnen dann etwas mitbringen?«

»Nein.«

Achselzuckend gab Nicole es auf. Der alte Mann aus Soranges hatte sich offenbar auf seine schlechte Laune festgelegt und wollte nicht

mehr davon abweichen.

Etwa eine Viertelstunde später tauchte ein Hinweisschild am Fahrbahnrand auf. Es kündigte einen Parkplatz mit Kiosken an. Nicole nahm Gas weg, betätigte den Blinker und zog den Wagen dann mit mäßiger Geschwindigkeit auf die Abbiegespur.

Es war einer von den modernen Kiosken – langgestreckt, flach, aus Beton und Glas. Die Parkbuchten für Lastzüge und Personenwagen waren in gepflegten Grünanlagen mit Buschgruppen und Bäumen verteilt.

Nicole stoppte den Citroën auf dem Parkstreifen unmittelbar vor dem Automaten-Imbiß. Weitere Fahrzeuge waren nicht zu sehen.

Erst in ein oder zwei Stunden würde vermutlich das Gedränge der Sonntagnachmittags-Ausflügler einsetzen.

Bevor sie ausstieg, warf Nicole ihrem Mitfahrer noch einen fragenden Blick zu. Doch als der alte Fourcher sich auch diesmal nicht rührte, ging sie mit entschlossenen Schritten auf die Glasfront des Imbißladens zu. Die Eingangstür führte zunächst in einen kahlen, von Neonlicht erhellten Korridor. Links befand sich der Imbißladen, rechts ein Zeitschriftenstand und geradeaus ging es zu den Waschräumen und Toiletten. Nicole beschloß, sich erst einmal frisch zu machen, ehe sie an das leibliche Wohl dachte.

Kurz darauf, als sie den kalten Wasserstrahl im Waschbecken über ihre Hände rinnen ließ, durchzuckte sie eine jähe Erkenntnis.

Erschrocken starrte sie ihr Ebenbild im Spiegel an.

Es war wie das Erwachen aus einem tranceähnlichen Zustand.

Schlagartig wurde ihr der Irrsinn dieser Autofahrt bewußt. Und gleichzeitig erkannte sie, daß der angebliche Bote des Professors ein Schwindler sein mußte.

Nicole suchte nicht lange nach einer Erklärung. Es konnte nur so sein, daß der alte Mann eine Art hypnotische Macht über sie gehabt hatte. Und diesem Machtbereich hatte sie sich jetzt entzogen, ohne daß er es vermutlich gemerkt hatte.

Nicole wußte, daß es am Ende des Kiosks einen Hinterausgang gab. Wenn sie den benutzte, kam sie unbemerkt ins Freie. Dann würde es nicht schwierig sein, ein Telefon zu finden.

Sie nahm sich nicht die Zeit, die Hände abzutrocknen. Sie hastete los, riß die Tür zum Korridor auf.

Im gleichen Atemzug prallte Nicole zurück.

Der alte Fourcher stand vor ihr. Sein Gesicht war steinern. Nur in seinen stumpfen Augen glomm ein winziger Funke von Ärger auf.

»Sie sollten sich beeilen, Mademoiselle«, sagte er, und seine Stimme klang zwischen den kahlen Betonwänden noch hohler als sonst.

»Wir müssen bis zum Abend in Soranges sein. Vergessen Sie das nicht.«

»Ja, ja, natürlich«, antwortete Nicole hastig und folgte ihm.

Sie dachte nicht mehr an ihren Hunger. Vor allem war sie froh, daß er ihr keine Vorwürfe machte. Denn das schlechte Gewissen quälte sie. Wie hatte sie es nur fertigbringen können, ihn warten zu lassen? Dabei hatte sie sich doch gerade erst vorgenommen, mehr Mitgefühl für den armen alten Mann zu zeigen.

Nicole war fest entschlossen, ihm jetzt keinen Kummer mehr zu machen. Sie startete den Wagen und jagte mit erhöhter Geschwindigkeit los, um den Zeitverlust wieder wettzumachen.

Ihre klaren Gedanken, mit denen sie für einen winzigen Moment die wirkliche Lage erfaßt hatte, waren wie weggewischt – so, als hätten sie niemals existiert.

***

Professor Zamorra setzte seinen Freund bei der Kirche ab und fuhr allein weiter in Richtung Fähre.

Heftige Windböen rüttelten an der Karosserie des schweren Wagens, als dieser durch die tiefen Furchen des Weges rumpelte. Es herrschte noch ausreichendes Tageslicht, doch die Wolken hingen tief und düster über dem Land an der Rhône.

Kurz vor der Uferböschung brachte Zamorra die Limousine zum Stehen, drehte den Zündschlüssel nach links und zog die Handbremse an. Er nahm seine Wetterjacke von der hinteren Sitzbank und stieg aus. Noch während er die Jacke überstreifte, sah er, daß er sich in seiner Vermutung nicht geirrt hatte.

Philippe Manoir stand auf der Fähre. Allein.

Zamorra hatte ihn nach der Versammlung fortgehen sehen. Der Rothaarige hatte es seinen Freunden verweigert, ihn zu begleiten.

Langsam ging Zamorra durch das feuchte Gras der Uferböschung hinunter zum Fluß. Der Wind war unangenehm feucht und kalt.

Kleine Schaumkronen standen auf den Fluten der Rhône.

Manoir bemerkte den Ankömmling erst, als dieser schon die Fähre erreichte. Überrascht drehte sich der Rothaarige um. Er trug eine gefütterte Parka, hatte sich die Kapuze über den Kopf gezogen. Seine Miene drückte deutlichen Unwillen aus, als er Zamorra erkannte.

»Was wollen Sie?« stieß Manoir barsch hervor.

»Mit Ihnen reden«, antwortete der Professor wahrheitsgemäß und ging über die rauhen Planken der Fähre auf ihn zu.

»Ich wüßte nicht, was es zu reden gibt. Wieso mischen Sie sich überhaupt in unsere Angelegenheiten ein?«

Zamorra schüttelte den Kopf.

»Ich denke nicht daran, mich einzumischen, Monsieur Manoir. Einer Ihrer Mitbürger hat mich gerufen und um Rat gebeten. Daß er mit seinen Befürchtungen recht hatte, wurde durch den Tod seines

Bruders auf schreckliche Weise bestätigt.«

Philippe Manoir senkte den Kopf.

»Ich weiß«, murmelte er, »der arme Robert kann einem leid tun. Aber vor allem seine Frau und die Kinder. Für die drei wird es das Beste sein, wenn sie Soranges verlassen. Hier würden sie doch nur ständig an das Grauen erinnert werden.«

»Und Sie fürchten sich nicht davor?«

»Sie etwa?« konterte Manoir. »Man sagt, daß Sie Experte für Übersinnliches wären, daß Sie die Mächte der Finsternis zu bekämpfen wissen. Nun, dann müssen Sie doch auch wissen, daß ich nicht auf verlorenem Posten stehe. Ich mache mich jetzt mit der Fähre vertraut, nehme alle Eindrücke in mich auf und weiß dann, wie ich mich auf diese Umgebung einstellen werde. Morgen früh beginnt der Dienst für mich.«

»Glauben Sie, daß Sie mit dieser Methode ausreichend gewappnet sind?« fragte Zamorra mit unverhohlenem Zweifel.

Manoir lächelte überlegen.

»Nun, Ihnen kann ich es ja sagen. Sie als Fachmann werden es mir nicht durch unnötiges Gerede zerstören.« Er nestelte am Reißverschluß seiner Parka und zog ein schweres silbernes Kruzifix hervor, das er an einer feingliedrigen Kette auf der Brust trug. »Das ist meine Waffe, Professor. Und außerdem meine innere Kraft. Sie müssen es beurteilen können.« Er steckte das Kreuz wieder weg. »Ich bin nicht so vermessen wie Robert Levin. Vermutlich war es sein Fehler, die Existenz der Dämonen zu verleugnen. Ich tue das nicht. Ich rechne damit, daß sie mich angreifen werden. Und dafür bin ich gerüstet.«

»Sie sind sehr mutig«, sagte Zamorra anerkennend, »aber ich fürchte, ich muß Ihre Illusionen trotzdem zerstreuen. Sie kennen die Macht der Dämonen vom Fluß noch nicht. Sie wissen nicht, ob ihre vermeintlichen Waffen ausreichen werden. Und außerdem haben Sie keinerlei Erfahrung im Kampf gegen die Mächte der Finsternis.«

»Wollen Sie sich selbst anpreisen?« entgegnete Manoir spöttisch.

»Nein. Ich möchte Sie warnen. Und ich biete Ihnen meine Hilfe an. Das brauchen Sie nicht als Einmischung zu betrachten.«

Der Rothaarige schüttelte energisch den Kopf.

»Ich will keine Hilfe. Dies ist eine Sache, die ich selbst ausfechten muß. Ich spüre es, Professor: nur allein kann ich gegen die Dämonen bestehen. Wenn ein anderer dabei ist, wird meine innere Kraft unwirksam.«

»Ich kann Sie zu nichts zwingen, Monsieur Manoir. Sie müssen selbst wissen, was Sie tun. Aber bitte denken Sie an meine Worte. Und wenn Sie sich doch noch anders entscheiden, stehe ich Ihnen jederzeit zur Verfügung.«

»Danke«, sagte Manoir schroff, »ich weiß Ihr Angebot zu schätzen.

Aber ich kann es nicht annehmen. Diese Sache fechte ich allein aus. Es gibt keinen anderen Weg, das weiß ich.«

Professor Zamorra wandte sich ab. Nachdenklich ging er zurück zum Wagen. Im Grunde hatte er keine andere Reaktion von Manoir erwartet. Der junge Mann war nicht gerade ein Hitzkopf. Aber er war so sehr von seiner vermeintlichen Methode überzeugt, daß er sich in dieses Denken geradezu hineinsteigerte. Zwecklos, ihn davon abbringen zu wollen.

Nein, es gab nur eine Möglichkeit, ihm zu helfen: man mußte ihn ständig beobachten. Und genau das hatte Professor Zamorra vor.

Er fuhr zurück ins Dorf und hielt vor dem Pfarrhaus an, das sich unmittelbar neben der Kirche befand.

Der Pfarrer war schon mit den Vorbereitungen der Trauerfeier für Robert Levin beschäftigt. Die Haushälterin des Dorfgeistlichen öffnete und führte Zamorra in die kleine Bibliothek des Pfarrhauses.

Bill Fleming saß an einem Tisch, auf dem sich ledergebundene Folianten und lose Blätter von alten Chroniken türmten. Einen der Folianten hatte Fleming aufgeschlagen vor sich liegen. Im Lichtschein einer altmodischen Deckenlampe studierte er mit sichtlicher Spannung die Handschriften, die aus vergangenen Jahrhunderten stammten. Bis auf ein winziges Fenster waren sämtliche vier Wände des Raumes von Bücherregalen eingenommen, die bis zur dunkel gebeizten Holzdecke reichten.

Es gab noch einen zweiten Stuhl. Zamorra setzte sich dem Freund gegenüber, ohne ihn bei seiner Lektüre zu stören.

Erst nach einer Weile hob Bill Fleming den Kopf. Mit der flachen Hand schlug er auf den Folianten.

»Das ist unfaßbar, sage ich dir!«

»Du bist der Wahrheit auf der Spur?«

»Allerdings. Es ist nicht einmal schwierig, die alten Texte zu lesen. Und der Pfarrer kennt die Geschichte des Dorfes sehr genau. Er sagt, er sei machtlos gegen die Ängste der Leute. Genauso machtlos, wie es seine Amtsvorgänger seit Jahrhunderten waren. Ich begreife das einfach nicht.«

»Der Geistliche steht allein gegen eine Übermacht«, erklärte Zamorra, »und seine Gegner sind nicht erfaßbar. Sie lassen ihn zwar in Frieden, doch sie geben ihm auch keine Chance, den Kampf mit ihnen aufzunehmen.«

»Nein, nein«, entgegnete Bill Fleming kopfschüttelnd, »diese Gegner, von denen du sprichst, gibt es nicht. Sie existieren im Aberglauben der Leute hier; ebenso wie die sogenannten Mächte der Finsternis, von denen auch in den Kirchenbüchern die Rede ist.«

»Dann laß' hören, wodurch der Aberglaube entstanden ist«, forderte ihn Zamorra auf.

»Gern«, nickte Bill, »es läßt sich mit wenigen Worten zusammenfassen. Das Dorf Soranges ist fast tausend Jahre alt, wie ich festgestellt habe. Für mich hat sich die Reise in der Tat gelohnt. Die alten Chroniken sind eine prachtvolle Fundgrube. Nun zur Sache: bis vor etwa siebenhundert Jahren hausten auf der anderen Seite des Flusses Raubritter in einer Burg. Die Dorfbewohner wurden von diesen Raubrittern tyrannisiert und geknechtet. Das Ganze muß derart schlimme Formen angenommen haben, daß sich die Leute von Soranges eines Tages gegen die grausame Herrschaft auflehnten. Sie bewaffneten sich, überfielen die Burg bei Nacht und Nebel und töteten die Ritter mitsamt Gefolge. Die Burg wurde anschließend dem Erdboden gleichgemacht. Und danach fing das an, was ich als puren Aberglauben bezeichne. Angeblich soll damals nach dem Sieg ein Fluch durch den Dorfältesten ausgesprochen worden sein, wonach die Seelen der Raubritter wegen ihrer Schandtaten niemals zur Ruhe finden sollten. Und anschließend sollen dann die Dämonen der Raubritter jahrhundertelang Rache an den Dorfbewohnern geübt haben. Meiner Meinung nach ist es völlig eindeutig: die Dorfbewohner hatten ein schlechtes Gewissen wegen ihrer Bluttat. Aus diesem schlechten Gewissen entstanden dann die Schauermärchen, mit denen sie sich gegenseitig Angst machten.«

»Steht etwas darüber in den Büchern, wie sich die angebliche Rache der Raubritter gestaltete?« fragte Professor Zamorra voller Spannung.

»Bis ins Detail. Es heißt, daß die Fährmannsfamilie Fourcher mit den Dämonen einen Pakt geschlossen habe. Die Fourchers verpflichteten sich, regelmäßig ein Blutopfer zu bringen, wenn sich das Amt des Fährmannes vom Vater auf den Sohn vererbte. Es handelte sich dabei stets um junge Mädchen, die am Flußufer grausam ermordet und versenkt wurden.«

»Ist das die Erklärung, weshalb die Fourchers immer nur Söhne gehabt haben sollen?«

»Schon möglich. Darüber steht nichts genaues in den Chroniken. Ich könnte mir allerdings denken, daß diese blutrünstige Fährmannsfamilie ihre eigenen Töchter geopfert hat und nur im Bedarfsfall auf Mädchen aus dem Dorf zurückgriff.«

Professor Zamorra nickte versonnen. So grausam und unfaßbar die Schilderung der Vergangenheit von Soranges klang, war es dennoch eine logische Erklärung für das heutige Verhalten der Dorfbewohner.

In diesem Moment hatte Zamorra endgültige Gewißheit. Es war seine Aufgabe, die Dämonen in ihre Schranken zu weisen. Auf Château Montagne hatte er die Verpflichtung übernommen, den Kampf gegen die Mächte der Finsternis aufzunehmen. Hier, in Soranges, würde er diesen Kampf fortsetzen.

***

Die Dunkelheit lag undurchdringlich wie zähflüssiges Pech über dem Land. Trotz heftiger Böen riß die Wolkendecke nicht auf. Kein Mondlicht fiel herab.

Nicole wußte nicht mehr, wo sie sich befand. Sie mußte alle Konzentration darauf verwenden, im Lichtkegel der Scheinwerfer die enge und kurvenreiche Fahrbahn zu beobachten. Von dem Land zu beiden Seiten der Straße sah sie nichts. Da war nur gähnende Finsternis, kein Lichtschein, der auf menschliche Ansiedlungen schließen ließ.

Schon seit Stunden ging das so. Es mußte sich um einen öden, mehr als spärlich besiedelten Landstrich handeln. Nicole erinnerte sich lediglich daran, daß sie irgendwann auf Anweisung des alten Fourcher eine Brücke über die Rhône überquert hatte. Seitdem befanden sie sich östlich vom Fluß. Nicole konnte nur vermuten, daß die Straße ungefähr parallel zur Rhône verlief.

»Fahren Sie langsamer!« sagte Fourcher unvermittelt.

Nicole gehorchte, nahm Gas weg.

»Werden wir bald in Soranges sein?« fragte sie erleichtert.

»Ja, bald.«

Wieder folgte minutenlanges Schweigen.

»Dort vorn ist der Weg«, sagte Fourcher nach einer Weile, »biegen Sie rechts ab.«

Nicole beugte sich vor, aber sie konnte beim besten Willen keinen Weg erkennen. Nun, der alte Mann mußte schließlich mit den Örtlichkeiten besser vertraut sein als sie.

Erwartungsfroh verringerte sie die Geschwindigkeit bis zum Schrittempo. Endlich hatte sie die Fahrt bewältigt. Und auf dem Rückweg würde Professor Zamorra selbst fahren. Dann konnte sie sich ausruhen.

Tatsächlich erfaßten die Scheinwerfer jetzt einen schmalen Feldweg, der von der Landstraße abzweigte und zwischen eingezäunten Weiden entlangführte. Nicole betätigte den Blinker, schaltete die Hydropneumatik auf höchstmögliche Bodenfreiheit und zog die schwere Limousine nach rechts. Sanft schaukelnd rollte der Citroën über den unebenen, morastigen Boden.

»Es dauert nun nicht mehr lange«, sagte der alte Fourcher, »gleich sind wir am Ziel, Mademoiselle.« Er schien redselig zu werden, jetzt, nach all den Stunden seines stoischen Schweigens.

»Sie sind sicherlich auch froh, wieder zu Hause zu sein«, entgegnete Nicole, froh darüber, daß dieser alte Mann offenbar doch anders sein konnte, als sie ihn während der Fahrt kennengelernt hatte.

»Ja. Wir nähern uns der Rhône«, murmelte Fourcher.

»Aber das Dorf liegt an dieser Seite des Flusses?«

»Nein, am Westufer.«

Nicole blickte stirnrunzelnd auf den schmalen Feldweg.
»Gibt es denn hier überhaupt eine Brücke, Monsieur Fourcher?«
»Nein, nur eine Fähre.«
Nicole schüttelte sich bei dem Gedanken, auf diese Weise den nächtlichen Fluß überqueren zu müssen. Doch sie kam nicht mehr dazu, noch weitere Fragen zu stellen.
Ein Wäldchen tauchte zur Rechten im Scheinwerferlicht auf. Erst als sie unmittelbar vor den hohen Laubbäumen waren, erkannte Nicole den tiefen Graben, der den Wald umgab.
Unwillkürlich trat sie auf die Bremse. Der Feldweg führte an dieser Stelle an dem Graben entlang. Es gab keine schützende Einzäunung.
»Steigen Sie aus«, befahl Fourcher, »wir sind am Ziel.«
»Aber…«, setzte Nicole an. Doch sie verstummte sofort wieder, als sie den zwingenden Blick des alten Mannes spürte.
Ihre Sinne waren nun vollends gelähmt. Sie dachte nicht mehr an das Dorf, das ja auf der anderen Seite des Flusses lag. Sie wußte nur, daß sie jede Anweisung ihres Begleiters ausführen mußte, daß es keine andere Wahl für sie gab.
Wie in Trance stieß sie die Wagentür auf. Den Zündschlüssel ließ sie stecken, ohne darüber nachzudenken, warum sie dies tat. In dem morastigen Boden des Weges versanken ihre Füße bis zu den Knöcheln.
Fourcher kam um die Motorhaube herum, reichte ihr die knochige Hand. Nicole griff zu, spürte nicht die eisige Kälte, die von dieser Hand ausging. Im Licht der noch eingeschalteten Scheinwerfer sah sie, daß der alte Mann dem Wagen mit der freien Hand einen Stoß versetzte.
Lächelnd sah Nicole zu, wie die schwere Limousine langsam zur Seite kippte. Es erschien ihr völlig selbstverständlich, daß der Alte die Kraft besaß, um dies zu bewirken.
Wie im Zeitlupentempo rutschte der Citroën die Grabenböschung hinunter, tauchte in dunkles, schlammiges Wasser, das kurz darauf schmatzend über der Karosserie zusammenschlug. Glucksende Luftblasen und kleine Strudel erschienen. Dann war auch das vorbei.
»Kommen Sie«, drängte Fourcher, »es wird höchste Zeit.«
Er zog Nicole mit sich, ließ ihr keine Gelegenheit, über den versunkenen Wagen nachzudenken. Doch sie konnte ohnehin nichts merkwürdiges dabei empfinden.
Der knochige alte Mann führte Nicole auf einen Baumstamm zu, der quer über dem Graben lag. Der Stamm war glitschig und mit Moos bewachsen.
Fourcher schien darüber hinwegzuschweben, leichtfüßig und völlig mühelos. An seiner Hand hatte auch Nicole keine Schwierigkeiten. Sie rutschte kein einziges Mal ab, obwohl sie wegen der Dunkelheit nicht

einmal sehen konnte, wohin sie trat.

Zwischen den hohen Bäumen war die Finsternis völlig undurchdringlich. Dennoch eilte der Alte zielstrebig voran, ohne auch nur einen Moment die Orientierung zu verlieren.

Wenige Minuten später wurde es plötzlich heller.

Fourcher verlangsamte seine Schritte und blieb schließlich stehen, als der Ursprung des Lichtscheins zu erkennen war.

Verwitterte Mauerreste ragten von einer Waldlichtung auf. Efeu umrankte die brüchigen Reste der Quadersteine, die teilweise wirr durcheinander lagen.

Die Grundmauern einer alten Burg. Und es war deutlich zu sehen, daß die ehedem mächtigen Gebäude schon vor Jahrhunderten von Menschenhand zerstört worden sein mußten.

Fasziniert, nahezu andächtig starrte Nicole auf die Szenerie, die sich ihren Blicken bot. Schauer rannen ihr über den Rücken, ohne daß es ihr jedoch unangenehm war.

Das Licht kam von irgendwo zwischen den Mauerresten. Es war ein gleißendes, silbriges Licht, geheimnisvoll und zauberhaft. Es erhellte die Bäume und ließ sie wie eine schützende Wand erscheinen, die die Burgruine von allen Seiten umgab. Die dunklen Efeublätter glänzten matt und riefen kleine Reflexe hervor.

Plötzlich wuchs der Lichtschein auf Nicole Duval und den alten Fourcher zu.

Unwillkürlich öffnete Nicole den Mund – weniger vor Schreck als in gespannter Erwartung des Unfaßbaren, das sie in diesem Moment beinahe körperlich spürte.

Nur wenige Schritte vor ihr geriet das Licht in Bewegung. Grelle Linien bildeten sich, schlängelten sich auf und ab, um schließlich erkennbare Konturen zu formen. Aus den Konturen wurde eine Silhouette… und dann eine menschliche Gestalt.

Das Wesen trug ein Kettenhemd, blanke Rüstungsteile und einen Helm mit rechteckigen Augenschlitzen, die schwarz gähnten. Die Hände der Gestalt schimmerten ebenso silbrig wie das Licht.

Weitere gleichartige Wesen materialisierten sich und bildeten eine funkelnde Front, die vor Nicole dicht über dem Boden schwebte.

»Du hast deine Sache gut gemacht, Fährmann!« rief der erste Dämon und gab dem alten Mann an Nicoles Seite ein würdevolles Handzeichen. Es geschah im gleichen Moment. Jäh löste sich die knochige Hand aus Nicoles angstvoll verkrampfter Rechten. Der Schreck durchzuckte sie wie eine glühende Lanze. Sie warf den Kopf herum. Ihre Augen weiteten sich.

Fourcher schrumpfte in Sekundenschnelle zusammen.

Auf dem Erdboden blieb ein dunkler Fleck, der in dem Moment verschwand, als Nicole einen gellenden Entsetzensschrei ausstieß.

Der Alte schien buchstäblich vom Erdboden verschluckt – so, als hätte er nie existiert.

Und gleichzeitig mit seinem Verschwinden war die Macht gewichen, die Nicoles Bewußtsein zuvor gelähmt hatte. Von einem Atemzug zum anderen wurde ihr das Grauen bewußt.

Angesichts der glitzernden Gestalten, die jetzt kichernd auf sie zuhüpften, machte ihr Herz einen schmerzhaften Sprung.

Das Blut stockte ihr in den Adern. Kreise begannen vor ihren Augen zu tanzen – feurige Kreise, die sich mit den silbrigen Wesen vermischten. Das letzte, was Nicole spürte, war, daß ihre Knie weich wurden.

Der Schock war zuviel für sie. Eine Ohnmacht erlöste sie von den Nervenqualen. Sie merkte nicht mehr, wie sie in sich zusammensank, spürte nicht die Fäuste der Dämonen, die wie glühende Zangen in ihrer Haut brannten.

Sie schleppten das Mädchen in die Burgruine, zerrten sie über brüchige Steinstufen hinab in die Tiefe der unterirdischen Gewölbe.

***

Ein unbestimmtes Gefühl schreckte Professor Zamorra aus dem Schlaf.

Er schaltete die Nachttischlampe ein und blickte auf seine Armbanduhr. Eine halbe Stunde vor Mitternacht. Er hatte kaum mehr als drei Stunden geschlafen. Dennoch fühlte er sich frisch und ausgeruht.

Zamorra warf einen Blick zum Fenster. Die Finsternis gähnte tiefschwarz hinter den blankgeputzten Scheiben. Der Wind ließ die Fensterläden in den Mauerhalterungen klappern.

Zwischen den beiden Gästezimmern im Obergeschoß des Bauernhauses von Georges Levin gab es ein komfortables Badezimmer. Zamorra ging auf leisen Sohlen hinein, um Bill Fleming, der nebenan schlief, nicht zu wecken. Rasch erledigte der Professor seine vorzeitige Morgentoilette und kleidete sich an. Er wählte derbe Moleskinhosen, einen Norwegerpullover und Schnürstiefel aus butterweichem Leder. Zusätzlich zog er die parkaähnliche Wetterjacke an.

Erst danach nahm er die kleine Lederschatulle zur Hand, die sich in einem Geheimfach seines Koffers befand. Er legte die Schatulle auf den Nachttisch und klappte sie behutsam, fast liebevoll auf.

Das silberne Amulett strahlte einen geheimnisvollen Glanz aus. Es war aus massivem ziseliertem Silber gefertigt. In der Mitte befand sich ein Drudenfuß; kreisförmig darum geordnet waren die zwölf Tierkreiszeichen. Den äußeren Ring bildete ein schmales Silberband mit Zeichen und Hieroglyphen, die Zamorra bisher vergeblich zu entziffern versucht hatte.

Er nahm die dünne silberne Kette, zog sie sich über den Kopf und ließ das Amulett unter den Pullover auf seine Brust gleiten. Sofort spürte Professor Zamorra eine wohltuende Wärme, begleitet von kraftvollen Strömungen, die seinen Körper erfüllten.

Er kannte die Kraft des Amuletts, und er kannte die Verpflichtung, die er damit übernommen hatte. Mit Hilfe des Amuletts hatte er die Dämonen von Château Montagne besiegt und vernichtet. Doch das war nur ein Anfang gewesen im Kampf gegen die allgegenwärtigen Mächte der Finsternis.

Das Amulett stammte von Leonardo de Montagne, der es vor fast neun Jahrhunderten als Kreuzfahrer mitgebracht hatte. Sein letzter direkter Nachkomme, Louis de Montagne, hatte das Geheimnis des Talismans gekannt. Und mit dem Erbe von Château Montagne hatte Louis seinem Neffen, Professor Zamorra, jenes Vermächtnis mit auf den Weg gegeben, das sich mit dem Amulett verband.

Zamorra löschte das Licht, öffnete die Zimmertür und schlüpfte geräuschlos auf den Flur hinaus. Ebenso lautlos und unbemerkt verließ er das Bauernhaus. Über den Hof fauchte der eisige Nachtwind.

Das ehemalige Tagelöhnerhaus, in dem Robert Levin mit seiner Familie gewohnt hatte, stand wie ein düsterer Klotz in der Dunkelheit. Der Leichnam des Mannes war in dem kleinen Gebäude aufgebahrt; seine Witwe und die beiden Söhne waren zu Georges Levin und seiner Familie ins große Wohnhaus des Hofes gezogen.

Professor Zamorra ließ den Hof hinter sich zurück. Mit weit ausgreifenden Schritten eilte er durch die engen Gassen des Dorfes. Die Orientierung fiel ihm nicht schwer. Schon nach wenigen Minuten erreichte er den östlichen Ortsrand und den Weg, der durch die Hochwasserzone zum Fluß führte.

Als er zur Uferböschung kam, hatten sich Zamorras Augen an die Dunkelheit gewöhnt. Er konnte Konturen unterscheiden, sah deutlich den plumpen Rumpf der Fähre, die an der Rampe vertäut lag.

Professor Zamorra atmete auf. Sein Gefühl, zu spät zu kommen, verlor sich. Nirgendwo rührte sich etwas. Das Gelände am Fluß war menschenleer.

Ohne Hast ging er die Böschung hinunter. Vor der Fähre verharrte er. Bis auf das leise Gurgeln der Wellen und das Rauschen des Windes waren keine Geräusche zu hören.

Unvermittelt erscholl vom Dorf her die Glocke der Turmuhr.

Dumpf hallten die Schläge in monotonem Rhythmus. Luftfeuchtigkeit und Wind trugen den Klang bis weit über die Rhône hinweg.

Mitternacht.

Professor Zamorra spähte aus schmalen Augen in alle Richtungen.

Aber noch immer war nichts zu sehen. Dennoch bestärkte sich seine

unbestimmte Ahnung, die ihn geweckt und in die Nacht hinausgetrieben hatte.

Er betrat die Fähre, wußte noch nicht, weshalb. Er faßte diesen Entschluß, ohne sich selbst eine Begründung dafür geben zu können. Die mächtigen Holzplanken waren feucht und glitschig. Das schwere Wasserfahrzeug dümpelte kaum merklich im leichten Wellengang.

Zamorra lehnte sich an das stählerne Geländer an der Steuerbordseite. Der Wind trieb feuchte Schwaden in sein Gesicht, Wolken winziger Wassertröpfchen, die von der Oberfläche der Fluten hochgewirbelt wurden.

Die Glockenschläge der Turmuhr waren verklungen.

Plötzlich hörte Zamorra die Stimme.

»Ich komme! Ja, ich komme doch schon!«

Atemzüge später tauchte die dunkle Silhouette eines Mannes über dem Rand der Uferböschung auf. Der Mann hastete mit langen Sätzen auf die Fähre zu. Sein Atem ging keuchend.

Zamorras Muskeln spannten sich. Er kannte die Statur des Mannes, glaubte auch, Strähnen leuchtend roten Haares unter seiner Mütze hervorlugen zu sehen.

Philippe Manoir.

Hart polterten seine Schritte auf die Planken der Fähre.

»Ich komme!« brüllte er wieder. »Nur noch ein paar Minuten!«

Er wollte die Leinen losmachen. Im gleichen Moment zuckte er zusammen, als er den Professor auf sich zukommen hörte.

»Hölle und Teufel!« fluchte Manoir. »Wer sind Sie? Was fällt Ihnen ein, unerlaubt auf meiner Fähre…«

»Ihre Augen sind nicht die besten, Monsieur Manoir«, unterbrach ihn Zamorra, »haben Sie mich erst jetzt bemerkt?«

»Verschwinden Sie!« zischte Manoir. »Sie haben behauptet, sich nicht einmischen zu wollen. Und was tun Sie jetzt?«

»Ich versuche, Sie vor dem Unheil zu bewahren.«

»Unheil!« Manoir lachte seltsam schrill. »Ich muß jemanden übersetzen, Mann. Der arme Kerl wartet drüben auf der anderen Seite.«

Zamorra wandte nur kurz den Kopf.

»Ich sehe niemanden«, stellte er fest, »wenn Sie mich nicht einmal aus unmittelbarer Nähe erkannt haben, kann ich mir nicht vorstellen, daß Sie am anderen Ufer jemanden sehen.«

Manoir stieß einen wütenden Knurrlaut aus.

»Zum letzten Mal, Professor! Verschwinden Sie! Hindern Sie mich nicht an meiner Arbeit. Ich muß meine Pflicht tun.«

»Sie werden nicht übersetzen«, sagte Zamorra ruhig.

»Zum Teufel mit Ihnen!« schrie Manoir. Deutlich war zu erkennen, wie sich seine Haltung versteifte. Er ballte die Fäuste.

»Haben Sie Ihr Kruzifix bei sich?« Zamorra hielt den Atem an nach dieser Frage. Er wußte, daß er damit eine höllische Reaktion hervorrufen konnte. Und er täuschte sich nicht.

Philippe Manoir stürzte sich mit zornigem Fauchen auf ihn, schnellte ohne erkennbaren Ansatz los.

Dennoch war Zamorra auf der Hut. Seine Muskeln, durchtrainiert bis in die letzte Faser, explodierten.

Mit einem blitzartigen Sidestep ließ er den Rothaarigen leerlaufen.

Aber noch aus der Bewegung heraus packte Zamorra zu, ehe sich Manoir am Stahlgeländer den Schädel einrammen konnte.

Die Fäuste des Angreifers zischten ins Leere, während Zamorra ihn an der linken Schulter zu fassen bekam und ihn herumriß.

Manoir wankte rückwärts, drehte sich dabei wie ein torkelnder Kreisel. Er stieß einen Wutschrei aus, der mit einem menschlichen Laut nichts mehr gemein hatte.

Doch Zamorra setzte sofort nach. Mit einem einzigen Satz überbrückte er die Distanz, die sich zwischen ihm und Manoir gebildet hatte.

Eine brettharte Gerade ließ den irren Schrei des Rothaarigen abbrechen. Die Wucht des Hiebes schleuderte ihn nach hinten.

Er verlor das Gleichgewicht, segelte mit haltsuchend rudernden Armen über die Decksplanken. Im nächsten Atemzug schlug er hart auf den Rücken. Ein ächzender Schmerzenslaut ertönte.

Zamorra wußte, daß er Manoir um jeden Preis davon abbringen mußte, die Fähre in Gang zu setzen. Denn der Mann war besessen, hatte die Gewalt über seine eigenen Sinne verloren. Und in diesem Moment erkannte der Professor zweifelsfrei, wie Robert Levin ums Leben gekommen sein mußte. Manoir hatte geglaubt, den Mächten der Finsternis trotzen zu können. Doch nun stand er ebenso hilflos in ihrem Bann wie sein Vorgänger.

Mit angestrengtem Stöhnen versuchte der Rothaarige, schnell genug wieder auf die Beine zu kommen.

Zamorra lächelte grimmig. Er kannte alle fernöstlichen Kampftechniken, von Judo bis Karate. Doch wegen der Dunkelheit wollte er nicht riskieren, Manoir durch einen ungenau gezielten Hieb lebensgefährlich zu verletzen.

Er wollte den Mann packen, ihn auf die Beine stellen und mit einem letzten Haken außer Gefecht setzen.

Doch Manoir hatte sich plötzlich überraschend schnell von dem letzten Hieb erholt.

Ein gemeiner Fußtritt traf Zamorra gegen das rechte Schienbein.

Geistesgegenwärtig warf er sich zur Seite, rollte sich geschickt auf den glitschigen Planken ab und kam federnd wieder auf die Beine.

Etwas Schweres scharrte über die Planken. Es ging Zamorra durch

Mark und Bein. Mit höhnischem Gebrüll richtete sich Manoir auf.

Zamorra duckte sich, ging in Abwehrposition.

Der Rothaarige hatte die Arme erhoben. In seinen Fäusten hielt er einen länglichen Gegenstand. Ein Hebel oder eine Brechstange, die in der Nähe der Steuerungsapparaturen gelegen haben mußte.

Eisiger Schreck durchfuhr den Professor. Manoir würde übermenschliche Kräfte entwickeln, denn er stand unter dem Einfluß einer noch unsichtbaren Macht, die ihn als Werkzeug benutzte. Hier konnte das Amulett nicht helfen, denn hier handelte es sich um physische Gewalt, die von den Dämonen teuflisch geschickt gelenkt wurde.

Zamorra trug seinen Revolver nicht bei sich. Doch er hätte es wahrscheinlich trotz allem nicht fertiggebracht, auf Manoir zu schießen. Der Mann war nicht er selbst, trug keine Schuld an dem, was er tat. Es kam darauf an, seinem teuflischen Angriff auszuweichen. Alles andere war im Moment zweitrangig.

Manoir fauchte raubtierhaft, ließ die Brechstange über den Kopf wirbeln. In seinen Augen funkelte ein tückisches Feuer. Jäh schnellte er los.

Zamorra reagierte einen Atemzug später, warf sich schräg nach rechts.

Er spürte den Luftzug des schweren Stahls. Nur um Handbreite verfehlte ihn die Brechstange. Der schwere Stahl krachte auf die Planken. An der Wucht des Aufpralls konnte Zamorra ermessen, was ihm blühte, wenn er von einem solchen Hieb getroffen wurde.

Er zog die Beine an und schnellte noch im Moment des Fallens wieder hoch. Mit der Hüfte prallte er gegen das Stahlgeländer an der Backbordseite der Fähre.

Manoir setzte sofort nach, stimmte dazu ein urwelthaftes Gebrüll an. Die Brechstange sirrte herab. Noch einmal gelang es Zamorra auszuweichen.

Die Stange prallte scheppernd auf das Stahlgeländer. Manoir stieß einen schrillen Schrei aus, in dem sich Enttäuschung und wachsende Wut paarten. Wieder riß er die Brechstange hoch, wirbelte herum.

Professor Zamorra wußte, daß er schleunigst aus der Defensive herauskommen mußte. Es mußte ihm gelingen, dem Rothaarigen, der sich in eine Bestie verwandelt hatte, die furchtbare Waffe zu entreißen.

Der neuerliche Ansturm Manoirs kam nur einen Sekundenbruchteil später.

Doch diesmal kalkulierte Zamorra besser. Er hatte das Stahlgeländer im Rücken. Im entscheidenden Moment stieß er sich ab, bereit, Manoirs Hieb auszuweichen und augenblicklich danach zum Gegenangriff anzusetzen.

Im Sprung verfing sich sein linker Fuß, hakte in einer Seilrolle fest, die auf den Planken lag.

Zamorra stürzte nach vorn.

Manoirs Gebrüll und das Zischen der Brechstangen vermischten sich.

Glühender Schmerz explodierte auf der linken Schulter des Professors.

Noch im Fallen pflanzte sich der Schmerz durch seinen Körper fort. Er spürte, wie die Brechstange über seinen Arm schrammte, dann über den Oberschenkel, um schließlich auf die Decksplanken zu krachen.

Hart schlug Zamorra hin. Er hörte die triumphierenden Schreie Manoirs, hörte, wie die Brechstange zu Boden polterte und kämpfte gegen die Ohnmacht an, die ihn wie ein dichtes schwarzes Tuch einzufangen drohte.

Es folgte kein weiterer Angriff. Zamorra lag verkrümmt und regungslos auf den Planken. Seine Muskeln gehorchten ihm nicht mehr. Der Schmerz erfüllte ihn wie eine mächtige, verzehrende Glut. Doch er blieb bei Bewußtsein, und ihm wurde klar, daß der Hieb ihn nur gestreift hatte. Wäre er voll getroffen worden, läge er jetzt vermutlich mit zerschmetterten Knochen da.

Und Manoir schien nicht zu begreifen, daß er nur halbe Arbeit geleistet hatte.

Undeutlich, verzerrt, wie durch einen Wattebausch, hörte Zamorra die dumpf polternden Schritte des Mannes. Im nächsten Moment begann der Pontonrumpf unter ihm zu schwanken. Das Gurgeln und Schmatzen der Wellen verstärkte sich. Drahtseile spannten sich knirschend.

Die Fähre setzte sich in Bewegung.

Zamorra überwand den Schreck. Er wußte, daß er nur noch Minuten hatte, um das Grauenvolle zu verhindern. Krampfhaft blinzelte er, und schließlich gelang es ihm, die Augen aufzureißen. Doch der Schmerz ließ nicht nach, und auch seine Muskeln gehorchten noch nicht.

Er sah den Mann an den Steuerhebeln stehen. Manoir hatte die Mütze während des Kampfes verloren. Sein leuchtend rotes Haar wurde vom Nachtwind zerzaust. Den Blick hatte er starr zum jenseitigen Ufer gerichtet.

Verzweifelt versuchte Zamorra, sich aufzurappeln. Sein rechter Arm gehorchte wieder. Doch in dem Moment, als er sich herumwälzte, durchzuckte ihn erneuter Schmerz, um ein Vielfaches heftiger als zuvor. Wieder sank er zurück, war nicht in der Lage, einen zweiten Versuch zu unternehmen.

In diesem Moment stoppte die Fähre so ruckartig, als sei sie gegen eine unsichtbare Mauer geprallt.

Zamorra schaffte es, den Kopf zur Seite zu wenden und zur Flußmitte zu blicken.

Helligkeit breitete sich aus. Es war ein silbrig schimmerndes Licht, das vor der Fähre anwuchs. Schon im nächsten Augenblick materialisierten sich die Gestalten. Es war kaum noch eine Überraschung für den Professor. Er hatte damit gerechnet, daß die Mächte der Finsternis in Erscheinung treten würden. Doch genau dies hatte er vergeblich zu verhindern versucht. Das mußte er voller Resignation erkennen. An die Gefahr, die ihm selbst drohte, dachte er nicht einmal. Noch schien es nicht zu spät, das Leben des jungen Mannes zu retten.

Undeutlich, ohne den Sinn zu verstehen, hörte Zamorra die Worte, die gewechselt wurden.

Mit übermenschlicher Willensanstrengung unterdrückte der Professor den furchtbaren Schmerz, der ihn paralysierte. Es gelang ihm nun, sich auf die rechte Hand zu stützen. Die Anstrengung ließ dicke Schweißperlen auf seine Stirn treten. Doch er hielt nicht inne.

Keuchend schob er sich an das Geländer heran, fand Halt an den rauhen, rostigen Querstangen und zog sich langsam hoch. Seine Willenskraft half ihm, es durchzustehen.

Manoir stand wie erstarrt an der vorderen Rampe der Fähre.

Plötzlich schwebten die Dämonen auf ihn zu, umringten ihn. Den Professor beachteten sie nicht.

Noch nicht.

Im nächsten Moment wichen die Dämonen kichernd zurück. Geiferndes Gelächter erscholl.

Eisiger Schreck durchzuckte den Professor.

Er sah das Tau, dessen Ende um Manoirs Hals geschlungen war.

Zamorra stieß sich von dem Geländer ab. Seine Muskeln funktionierten nur mühsam. Er hatte das Gefühl, langsam wie ein Greis zu sein.

Fünf Schritte trennten ihn von Manoir.

Plötzlich schrie der Rothaarige gellend auf. Seine Sinne schienen wieder zu funktionieren. Die grauenvolle Wirklichkeit wurde ihm bewußt.

Zamorra hastete auf ihn zu.

»Zurück!« brüllte er, und es war doch kaum mehr als ein Krächzen. Im Laufen versuchte er, das Amulett unter der Jacke hervorzuziehen.

Manoirs Schrei brach ab. Er schien jetzt zu fühlen, daß Hilfe nahte.

Doch er erkannte den Trugschluß nicht mehr.

Die Dämonen bildeten eine wütende Front. Schrille, sich überschlagende Schreie gellten. Zwei, drei der Gestalten packten das Tau, das noch lose im Wasser hing.

Zamorra versuchte, die letzten beiden Schritte mit einem Sprung zu überbrücken.

In diesem Augenblick zogen die Dämonen das Seil straff.

Manoir stürzte nach vorn – in dem Moment, als Zamorra schon zupacken wollte.

Gerade nach rechtzeitig bremste der Professor seinen Schwung.

Vor seinen Augen tauchte der Rothaarige kopfüber in die eisigen Fluten der Rhône. Manoirs Todesschrei war nur kurz, erstarb in einem Gurgeln.

Die Dämonen stimmten ein triumphierendes Kichern an, tanzten höhnisch auf und ab.

Das Seil straffte sich. Manoirs Körper pendelte in der starken Strömung des Flusses.

Dennoch gab Zamorra nicht auf. Mit einem Ruck riß er das Amulett hervor, hielt es in der Rechten und streckte es den Dämonen entgegen, soweit es die dünne Kette erlaubte.

Das Kichern erstarb jäh, die silbrig schimmernden Gestalten erstarrten über der Wasseroberfläche zur Bewegungslosigkeit.

»Zurück!« befahl Zamorra schneidend. »Ich befehle es euch!«

Die Dämonen zuckten zusammen, wie unter einem Peitschenhieb.

Die Kraft des Amuletts erlaubte es ihnen nicht, sich zu entmaterialisieren.

Doch Zamorra konnte den Kampf mit ihnen nicht aufnehmen.

Ohne zu zögern, ließ er sich ins Wasser gleiten, packte das Tau und spürte, wie ihn die Strömung mit sich zog. Die Kälte der Fluten umgab ihn wie ein eisiger Mantel. Doch gleichzeitig bewirkte es, daß seine Kräfte zurückkehrten.

Ungehindert erreichte er den Körper Manoirs, der wie ein lebloses Bündel im Fluß trieb – von dem Seil gehalten, das seine Kehle zuschnürte.

Mit der Linken hielt sich Zamorra an dem Tau oberhalb von Manoir fest, während er mit der Rechten fieberhaft den Knoten zu lösen versuchte.

Es gelang ihm unerwartet rasch. Der geflochtene Hanf hatte sich noch nicht mit Wasser vollgesogen. Manoir kam frei, drohte von der Strömung fortgerissen zu werden. Gerade noch rechtzeitig packte Zamorra zu und bekam ihn unter der rechten Achselhöhle zu fassen. Er ließ das Seil los, ließ sich ein Stück von der Strömung treiben, bis er Manoir im Rettungsgriff hatte. Es gelang Zamorra, den Kopf des jungen Mannes über Wasser zu halten und gleichzeitig mit kraftvollen Schwimmstößen der Beine dem westlichen Ufer entgegenzustreben.

Endlose Minuten waren verstrichen, als er plötzlich Grund unter den Füßen spürte. Glatte, algenbewachsene Bruchsteine, die schräg bis zum Ufer reichten. Zamorra schwamm noch ein Stück, bis er die Steine im Rücken spürte. Keuchend zog er Manoir in das seichtere Wasser. Dann richtete er sich auf und schleppte den reglosen Körper des Mannes auf das sichere Ufer.

Er beugte sich herab, bereit, mit raschen Wiederbelebungsversuchen zu beginnen.

Philippe Manoirs Augen starrten ihn stumpf und blicklos an.

Zamorra preßte die Lippen aufeinander. Dumpfe Resignation befiel ihn. Er drehte den Toten auf die Seite und fand die Erklärung.

Manoirs Genick war gebrochen. Es mußte in dem Moment geschehen sein, als sich das Seil gestrafft hatte. Jede Hilfe war für ihn zu spät gekommen. Die ganze verzweifelte Rettungsaktion war umsonst gewesen.

Die silbrige Lichtglocke, die über dem Fluß schwebte, kam jetzt rascher heran. Schon wurden die Konturen der ersten Gestalten erkennbar.

Zamorra löste die feine Silberkette vom Hals, schlang sie sich um das Handgelenk und hielt das Amulett zwischen Daumen und Zeigefinger der geballten rechten Faust. Er war zu allem entschlossen, bereit, den Kampf mit den Dämonen aufzunehmen und den Tod von Philippe Manoir zu rächen.

Der größte der Dämonen schwebte auf das Ufer zu. Etwa fünf Meter von Zamorra entfernt verharrte er. Das Schwert zitterte in den mattschimmernden Händen des Wesens. Die übrigen Dämonen blieben in der Mitte des Flusses. Sie wagten sich nicht näher heran.

Professor Zamorra wartete noch. Die nasse Kleidung klebte wie eine kalte Haut an seinem Körper. Den Schmerz, den er noch in der linken Körperhälfte spürte, unterdrückte er ebenso wie die Kälte.

Die Kraft des Amulettes half ihm dabei.

Er rechnete mit einem Angriff der Dämonen, obwohl er sah, daß sie das Amulett fürchteten. Sie waren gezwungen, jetzt zu handeln, denn er hatte ihr teuflisches Treiben durchschaut. Sie mußten versuchen, ihn zu vernichten.

Der Anführer der Dämonen erhob seine Stimme. Hohl klang sie unter dem Ritterhelm hervor.

»Höre, was ich dir zu sagen habe, Zamorra! Du wirst es nicht wagen, deine Macht an uns zu erproben!«

Der Professor runzelte die Stirn. Sie kannten seinen Namen. Ihre Fähigkeiten schienen weitreichender zu sein, als er vermutet hatte.

Wie groß diese Fähigkeiten waren, erfuhr er im nächsten Moment.

»Wir besitzen ein Pfand!« rief der Anführer der Dämonen höhnisch. »Wenn du nicht willst, daß ihr etwas geschieht, so wirst du unsere Befehle befolgen! Denn ihr Name ist Nicole Duval!«

»Es gibt keinen Beweis für eure Behauptung«, entgegnete er ruhig, »ich glaube nicht daran, daß sich Nicole in eurer Gewalt befindet.«

»Du wirst es dann sehen, wenn wir sie als Tote vor deine Füße werfen!« schrie der Anführer der Dämonen.

»Trotzdem kann ich jetzt, in diesem Moment, nicht daran glauben«,

sagte Zamorra, »und es gibt noch eine Möglichkeit, die ihr nicht bedacht habt: ich werde euch auf der Stelle vernichten, bevor ihr Nicole etwas antun könnt.«

Das Kichern der Dämonenschar erstarb jäh. Ihr Anführer zuckte zusammen. Seine silbrigen, matten Hände begannen zu flattern. Er hatte Mühe, das Schwert noch zu halten.

Um seine Entschlossenheit zu unterstreichen, machte Zamorra einen Schritt in das seichte Uferwasser. Das Amulett hielt er dabei wie eine Waffe.

Der Anführer der Gestalten wich panikartig zurück, versuchte dabei, sich in Nichts aufzulösen. Doch seine Konturen zerfaserten nur für einen Moment, um dann wieder vollständig zu erscheinen. Die Entmaterialisation gelang ihm nicht. Das Amulett war stärker. Auch die übrigen Dämonen hatten keine Chance, ihren beliebtesten Fluchtweg anzutreten.

Ein schriller Befehl des Anführers hallte über den Fluß. Es war der Befehl zum Rückzug.

Eilends schwebte die Formation der Dämonen zum jenseitigen Flußufer hinüber, ehe Zamorra mit dem Amulett nahe genug herankommen konnte.

Atemlos spähte der Professor über die dunklen Fluten der Rhône.

Was würden sie tun? Wo befand sich Nicole? Konnte er sie überhaupt noch retten? Fragen über Fragen stürmten auf ihn ein, und er fand doch keine Antwort.

Dann stellte er fest, daß die Dämonen am östlichen Flußufer blieben. Es war ein gegenseitiges Belauern. Offenbar wollten sie ihren Todfeind nicht mehr unbeobachtet lassen. Die Gefahr, die von ihm ausging, war zu groß, als daß sie ihn sich selbst überlassen konnten.

Nach einer Weile setzte sich Zamorra in Bewegung. Er ging am Ufer entlang flußaufwärts. Die Fähre half ihm nicht mehr; sie mußte irgendwo an Land getrieben sein. Die einzige Möglichkeit, das Ostufer zu erreichen, war ein Boot. Und wenn er eines finden konnte, dann sicherlich nur in Höhe des Dorfes.

Aus den Augenwinkeln heraus sah er, daß die Dämonen ihm am jenseitigen Ufer folgten.

***

Der Kahn lag in einer kleinen Bucht, etwa fünfzig Meter oberhalb der Fährstelle. Es handelte sich um ein pechschwarz geteertes Ruderboot, das an einem Pfahl vertäut war. Wegen der Dunkelheit erkannte Zamorra es erst, als er schon unmittelbar davor stand. Um so größer war seine Freude, endlich eine Möglichkeit gefunden zu haben, die Rhône zu überqueren.

Er löste die Leine, warf sie ins Boot. Ein kurzer Blick zeigte ihm, daß

die Dämonen noch am jenseitigen Ufer lauerten. Sie schwebten in ihrer silbrigen Lichtglocke, warteten auf das, was er tun würde.

Zamorra legte sich die Silberkette wieder um den Hals und ließ das Amulett vor der Jacke baumeln. Er packte das Heck des Bootes und schob. Der schwere Kahn knirschte auf dem feinen Ufersand.

Dann war genügend Wasser unter dem Kiel.

Zamorra versetzte dem Boot einen letzten Stoß und sprang behende hinein. Noch ehe er auf der Mittelbank saß, wurde das Boot von der Strömung erfaßt und begann, sich wie ein Kreisel zu drehen. Zamorra ließ sich nicht beirren, packte die Ruder, legte sie in die Dollen und brachte den Kahn auf Kurs. Er war inzwischen schon bis zur Fährstelle abgetrieben. Den Bug des Bootes schräg gegen die Strömung gerichtet, ruderte er mit aller Kraft.

Ein stechender Schmerz zuckte bei jeder Bewegung durch seine linke Schulter. Der Hieb, den ihm Manoir versetzt hatte, würde nicht ohne Nachwirkungen bleiben. Hinzu kam die Kälte, die dem Professor allmählich doch zu schaffen machte. Das schweißtreibende Rudern half ihm, diese Kälte halbwegs zu überwinden. Der eisige Wind trieb die Schweißtropfen von seinem Gesicht und brachte zusätzliche Feuchtigkeit mit, die sich in seiner ohnehin durchnäßten Kleidung festsetzte.

Aber dies alles war nebensächlich. Nichts zählte angesichts der Tatsache, daß Nicole in Lebensgefahr schwebte. Überdies fühlte sich Professor Zamorra mitverantwortlich dafür, daß seine Sekretärin in diese Lage geraten war. Er hatte sie ohne jeden Schutz auf Château Montagne zurückgelassen.

Immer wieder wandte Zamorra den Kopf.

Die Dämonen wichen langsam zurück. Dann, als ihr Todfeind die Flußmitte erreichte, schmolz der Lichtschein zusammen und entfernte sich gleichzeitig in westlicher Richtung.

Zamorra wußte, daß jetzt höchste Eile geboten war. Er schaffte das unmöglich Scheinende und ruderte noch schneller.

Kurz darauf rumpelte der Kiel des Bootes auf die Steine der westlichen Uferböschung. Sofort wurde das Heck von der Strömung herumgeschwenkt. Zamorra zog die Ruder ein, flankte mit einem Satz über die Bordkante und zog den Kahn an Land.

Ohne auch nur eine Sekunde zu verschwenden, hastete der Professor los. Nur wenige Schritte brauchte er, um die Oberkante der Uferböschung zu erreichen.

Er schaffte es gerade noch rechtzeitig. Im letzten Moment sah er den Lichtpunkt, ehe dieser endgültig verschwand.

Die Entfernung mochte knapp zweihundert Meter betragen. Wegen der Dunkelheit war es schwer zu schätzen. Aber Zamorra prägte sich die Richtung ein. Das mußte genügen. Alles weitere würde das

Amulett besorgen.

Er stieß auf einen schmalen Weg, der zwischen Feldern und eingezäunten Weiden entlangführte. Bei jedem Schritt sank er tief in den morastigen Boden ein. Dies erforderte zusätzliche Kraft.

Der Weg beschrieb einen kaum merklichen Bogen nach links. Zamorra trat in eine tiefe Pfütze und geriet ins Stolpern. Er schaffte es gerade noch, das Gleichgewicht zu behalten. Keuchend hastete er weiter.

Urplötzlich riß die Wolkendecke auf. Fahles Mondlicht fiel herab und erhellte einen Wald, der als düstere Wand vor dem Professor aufragte.

Unwillkürlich verlangsamte Zamorra seine Schritte. Er sah noch, daß der Wald von einem Graben umgeben war. Dann schloß sich der Riß in der Wolkendecke wieder. Undurchdringliche Dunkelheit senkte sich erneut über das Land. Dennoch setzte Zamorra seinen Weg zielstrebig fort. Er erreichte die Südseite des Waldes, und seine Augen hatten sich wieder einigermaßen an die Finsternis gewöhnt.

Jäh zuckte ein Blitz vom Himmel herab, fuhr krachend in einen Zaunpfahl, der höchstens zehn Meter von Zamorra entfernt war.

Die Gewalt des Blitzschlags schleuderte ihn zu Boden. Der Länge nach schlug er in den Morast des Weges. Während er sich aufrappelte, setzte grollender Donner ein. Die Wolkendecke spaltete sich nun häufiger. Neue Blitze zuckten mit gleißender Helligkeit auf die Erde und ließen nach jedem ohrenbetäubenden Einschlag schwefeligen Gestank zurück.

Die entfesselten Naturgewalten steigerten sich zu einem wahren Inferno. Blitze umgaben den Professor wie ein mörderischer Vorhang aus geballter Elektrizität. Das Toben des Donners erstickte jeden anderen Laut.

Zamorra nahm das Amulett in die Rechte, hielt es wie einen Schutzschild. Nur die Kraft des geheimnisvollen Talismans bewahrte ihn vor den höllischen Gewalten, mit denen die Mächte der Finsternis ihn einzuschüchtern und zu vernichten suchten.

Das gleißende Licht der Blitze half ihm, sich zu orientieren. Er stellte fest, daß es nur eine einzige Möglichkeit gab, den Graben zu überqueren, der sich zwischen Weg und Waldrand entlangzog.

Ohne zu zögern betrat Zamorra den Baumstamm, der moosbewachsen und glitschig quer über dem Graben lag. Behutsam setzte er einen Fuß vor den anderen. Das Profil seiner Stiefelsohlen half ihm, nicht abzurutschen.

Während er auf diese Weise über das dunkle Wasser des Grabens balancierte, tobte das Unwetter zunehmend heftiger. Der Höllenlärm ließ Zamorras Trommelfelle schmerzen. Es schien, als läge in dem Brüllen von Blitz und Donner die ganze Wut der Dämonen, die ihren Todfeind nicht zurückhalten konnten.

Für den Professor war es die Bestätigung, daß er sich auf dem richtigen Weg befand. Unbeschadet erreichte er den Waldrand und hatte sicheren Boden unter den Füßen. Das Gewitter ließ nach. Strömender Regen setzte ein. Dicke Tropfen klatschten herunter, durchbrachen selbst die dichtbelaubten Baumkronen.

Wieder von Finsternis umgeben, drang Zamorra langsam in den Wald vor. Er konnte kaum die Hand vor Augen sehen.

Aber er folgte den Impulsen, die von dem Amulett ausgingen und seine Sinne erreichten. Diese Impulse äußerten sich als kaum merkliches Zucken, wie Stromstöße von geringer Spannung. Doch mit jedem Schritt nahmen sie an Intensität zu. Zamorra konzentrierte sich mit seiner ganzen inneren Kraft auf das Ziel, das er erreichen wollte.

Und er wußte, daß es ihm gelingen würde. Alle Gedanken an Nicole verdrängte er. Wenn er ihr helfen konnte, dann nur, indem er einen klaren Kopf bewahrte, seine geistige Überlegenheit und die Macht des Amuletts sinnvoll anwendete.

Plötzlich endete der weiche Waldboden. Zamorras Stiefelspitzen stießen gegen herumliegende Gesteinsbrocken.

Dann ertastete er Mauerreste – brüchige, zerborstene Quadersteine, die größtenteils von Efeu überwuchert waren.

***

Nicole erwachte.

Ihre erste Wahrnehmung war der infernalische Lärm, den sie nicht sofort identifizieren konnte. Erst nach Minuten begriff sie, daß es sich um das Krachen einschlagender Blitze und um Donnergrollen handelte.

Nur allmählich kehrten Nicoles Kräfte zurück. Und ebenso langsam setzte auch ihre Erinnerung wieder ein. Doch im nächsten Moment, als sie krampfhaft blinzelnd die Augen öffnete, waren ihre Gedanken wie ausgelöscht.

Panische Angst erfüllte sie. Denn totale Finsternis umgab sie. Sie lag auf dem Rücken. Ihre Hände ertasteten feuchte, kalte Steine. Ein Rascheln war plötzlich dicht neben ihrem Kopf.

Etwas Langbeiniges, Haariges kroch über ihren Hals.

Nicole schrie auf. Von Entsetzen geschüttelt, sprang sie hoch. Das Insekt fiel von ihr ab. Ihr Schrei ging in ein Schluchzen über. Bebend lehnte sie sich an die Wand des Verlieses, die ebenso feucht war wie der Boden. Nicole brauchte endlose Minuten, um ihren Ekel zu überwinden.

Dann erst bemerkte sie das schwache, kaum erkennbare Licht. Es fiel durch haarfeine Ritzen, die sich offenbar in der Tür des Verlieses befanden. Nicole faßte neuen Mut, tastete sich an der Wand entlang und fühlte schließlich rauhe, verwitterte Holzbohlen unter ihren

Fingerspitzen.
Sie atmete auf. In ihrer panischen Angst hatte sie anfangs befürchtet, das Augenlicht verloren zu haben. Nur der Schock konnte eine solche unbegründete Befürchtung verursacht haben. Aber woher kam das Licht? Nicole preßte ihr Ohr an die Holzbohlen, horchte angestrengt. Das Toben des Unwetters nahm in diesem Moment ab.
Doch es waren keine weiteren Geräusche zu hören. Nicole ballte die Hände zur Faust und preßte die Knöchel gegen den Mund. Es gelang ihr nur mit Mühe, die Tränen zu unterdrücken. Sie wußte, daß sie jetzt nicht den Verstand verlieren durfte. Doch das war allzu leicht gedacht. Denn in ihrer Erinnerung tauchte nun wieder das grauenvolle Bild jener Dämonen auf, die sie in dieses unterirdische Verlies geschleppt hatten.
Nicole mußte einsehen, daß ihre Lage hoffnungslos war. Sie besaß nicht die Kraft, um gegen die Mächte der Finsternis bestehen zu können. Sie war den Dämonen rettungslos ausgeliefert.
Und Professor Zamorra? Er mußte ja annehmen, daß sie auf Château Montagne war… in Sicherheit …
Tränen rannen über Nicoles Wangen, ohne daß sie sie noch unterdrücken konnte.
Das Geräusch setzte so schlagartig ein, daß Nicole vor Schreck erstarrte.
Ein mächtiges Brausen, das von allen Seiten zu kommen schien. Es näherte sich rasend schnell, schien sich auf das enge Verlies zu konzentrieren. Das unheimliche Brausen schwoll an, nahm die Stärke von Orkanböen an – doch es regte sich kein Luftzug.
Nicoles Muskeln waren wie gelähmt, sie war zu keiner Bewegung mehr fähig.
Plötzlich flog die Tür des Verlieses auf, schlug krachend gegen die Seitenwand des unterirdischen Gewölbes. Gleißender Lichtschein flutete herein. Nicole schloß geblendet die Augen. Das Brausen versiegte so plötzlich wie es angefangen hatte. Die darauffolgende Stille war absolut. Auch das Unwetter war jetzt vollends verstummt.
Durch die geschlossenen Augenlider stellte Nicole fest, daß die Helligkeit blieb. Sie war vor Angst noch immer gelähmt – wie ein gehetztes Tier, das in starrer Todesfurcht den entscheidenden Prankenhieb des Bezwingers erwartete.
Unvermittelt strömte ein Gluthauch in das Verlies. Es war wie der heiße Atem eines Wüstenwindes.
Entsetzt riß Nicole die Augen wieder auf. Ihre Lippen öffneten sich weit. Ein markerschütternder, gequälter Schrei entrang sich ihrer Kehle.
Das Gewölbe war ausgefüllt von tanzenden, silbrig schimmernden Gestalten, die langsam näherkamen. In ihrer Haltung, in ihrem fast

lächerlich wirkenden Hüpfen lag diabolische Vorfreude auf die Qualen, die sie ihrem Opfer bereiten würden.

Nicole hatte das Gefühl, in einen endlosen Abgrund zu versinken.

Ihr Blick fiel auf das mächtige Schwert, das der vorderste Dämon in seinen mattschimmernden Händen trug. Dieses Schwert war fast mannsgroß, und es hatte eine handtellerbreite Klinge.

Keine Ohnmacht erlöste Nicole. Sie war gezwungen, das Grauen mit wachem Bewußtsein zu sehen.

Aus.

Es gab keine Hoffnung mehr. Dies war das Ende.

Nicole schloß die Augen, als der Dämon mit dem Schwert kichernd auf sie zuschwebte.

***

Der gellende, angstvolle Schrei schien aus der Erde zu kommen.

Professor Zamorra stoppte seine Schritte. Die furchtbare Gewißheit durchwühlte sein Inneres wie eine verzehrende Glut. Es gab keinen Zweifel mehr. Deutlich erkannte er Nicoles Stimme. Sie befand sich in der Gewalt der Dämonen. Bis zuletzt hatte Zamorra noch eine winzige Hoffnung gehabt, daß es sich nur um einen raffinierten Schwindel handeln könnte, mit dem ihn die Wesen aus der Finsternis zu überlisten versuchten.

Dieser Funke von Hoffnung war mit einem Schlag zerstört.

Zamorras Haltung straffte sich, als der Schrei versiegte. Er vergaß die eisige Kälte, die von der durchnäßten Kleidung ausging. Und er vergaß die körperlichen Strapazen, die hinter ihm lagen. Der eiserne Wille, Nicole zu retten, erfüllte ihn mit unbändiger Kraft.

Er drang durch Mauerreste und herumliegende Quadersteine weiter in die Burgruine vor. Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Das Amulett hielt er in der Rechten, jeden Atemzug bereit, es als Waffe zu benutzen.

Urplötzlich riß der Wind eine neue Lücke in die Wolkendecke des Nachthimmels. Es glich dem verstohlenen Wink eines geheimen Helfers. Blasses Mondlicht ergoß sich über die Waldlichtung und erhellte die düstere Ruine für Sekunden.

Sofort erfaßte Zamorras Blick das dunkel gähnende Rechteck im Boden. Ringsherum lagen zerbröckelte Gesteinsreste, von Efeu und Unkraut überwuchert.

Der Professor zögerte nicht. Mit zwei, drei langen Sätzen erreichte er die Öffnung und sah die rissigen Steinstufen, die steil in die Tiefe führten. Das Ende der Stufen war nicht zu erkennen, verlor sich in der Düsternis.

Zamorra vergeudete keine Zeit mehr. Behende hastete er hinunter.

Er zählte dreißig Stufen. Dann mußte er den Kopf einziehen, um

nicht gegen das Halbrund der aus Quadersteinen gemauerten Gewölbedecke zu stoßen.

Wieder umgab ihn Dunkelheit. Ein Blick zurück zeigte ihm, daß das Mondlicht versiegt war. Mit der Linken tastete er sich voran. In der ausgestreckten Rechten hielt er das Amulett.

Der Gang führte etwa fünfzig Meter weit geradeaus. Jahrhundertealter Modergeruch lag in dem engen Gewölbe. Spinnweben legten sich um die tastenden Finger des Professors. Ratten nahmen beim Herannahen seiner Schritte pfeifend Reißaus, um sich in Mauerlücken zu verbergen.

Der Gang endete vor einer Querwand, gabelte sich nach links und rechts. Während Zamorra noch überlegte, welche Richtung er einschlagen sollte, erscholl plötzlich das Heulen.

Gleichzeitig nahte Helligkeit von links, nahm mit dem lauter werdenden höhnischen Geheul zu. Es klang wie das Triumphieren von Wölfen, die im Begriff waren, ihr sicheres Opfer zu reißen.

Eiskalte Ruhe erfüllte den Professor jetzt. Er wandte sich nach links, ging mit festen Schritten dem Lichtschein entgegen. Jede Muskelfaser seines Körpers war gespannt – bereit, im entscheidenden Moment alle Kraft explodieren zu lassen.

Ein jäher Gluthauch eilte dem Licht voraus und traf Zamorra mit der Wucht einer Orkanbö. Doch die Glut selbst konnte ihm nichts anhaben. Das Amulett teilte die Hitze wie ein Keil, degradierte diese Waffe der Dämonen zur Wirkungslosigkeit.

Unbeirrt setzte Zamorra seinen Weg fort. Immer wieder schlug ihm der Gluthauch entgegen. Aber das Amulett schützte ihn mit verläßlicher Kraft.

Die Intensität des Lichtes nahm zu, erreichte jenen silbrigen Glanz, den Zamorra schon auf dem Fluß wahrgenommen hatte.

Hinter einer Biegung des Gangs tauchten unvermittelt die ersten Gestalten auf.

Ein schriller, geifernder Schrei ertönte aus entfernteren Winkeln des Gewölbes.

Der Befehl zum Angriff.

Die Rittergestalten stürmten schreiend, mit erhobenen Schwertern auf den Professor los.

Zamorra blieb stehen. Leicht geduckt wartete er den Ansturm ab.

Das Gebrüll der Dämonen schwoll an. Wie eine silbrige Masse fluteten sie auf ihren Todfeind zu.

Zamorra hob das Amulett. Im nächsten Atemzug schnellte er mit einem Satz vor.

Sein erster Hieb traf bereits.

Das Amulett durchtrennte die Gestalt des ersten Dämons förmlich.

Ein markerschütternder Klagelaut war zu hören. Ein Seufzer, der weit

durch die Gewölbe hallte. Die beiden Hälften des Wesens lösten sich im nächsten Moment auf. An der Stelle, wo der Dämon eben noch erschienen war, formte sich ein menschliches Skelett auf dem Boden des Gangs. Leere Augenhöhlen starrten aus einem ausgebleichten Totenschädel, der oben auf den zu einem kleinen Haufen geschichteten Knochen lag.

Zamorra ließ den übrigen Dämonen keine Chance. Ehe sie zurückweichen konnten, war er zur Stelle. Erbarmungslos ließ er das Amulett immer wieder herabsausen. Und jeder seiner Hiebe traf.

Die Todesseufzer der Dämonen füllten das Gewölbe mit klagenden, schrillen Lauten aus. Skelette fielen rasselnd auf den Steinboden, und die Zahl der Totenschädel erhöhte sich auf fast ein Dutzend.

Erst jetzt gelang es den restlichen Dämonen, die Flucht zu ergreifen. Heulend vor Angst, wichen sie in die Tiefe des Gewölbes zurück.

Professor Zamorra folgte ihnen mit langen Sätzen. Sie spürten die Kraft des Amuletts nun als tödliche Drohung. Denn zum ersten Mal hatten sie in vollem Ausmaß erfahren, welche Macht ihr Todfeind durch den kostbaren Talisman besaß.

Und zweifellos hatten sie Zamorra unterschätzt.

Der Gang endete. Die Dämonen scharten sich zu einem zitternden, wimmernden Haufen zusammen. Dann bildeten sie eine Gasse, als ein scharfer Befehl ertönte.

Zamorra verharrte. Das Blut stockte in seinen Adern.

Zwei Schergen traten vor. Sie hielten Nicole gepackt. Hinter ihr erschien der Anführer der Dämonen mit erhobenem Schwert. Drohend funkelte die tödliche Klinge über Nicoles Kopf.

»Keinen Schritt weiter, Zamorra!« ertönte die hohle Stimme des Dämons. »Sie stirbt, wenn du dich nicht fügst!«

Nicoles Gesicht war totenbleich. Ihr Blick richtete sich aus geweiteten Augen auf den Professor, doch sie schien nicht begreifen zu können, daß er hier war, um sie zu retten.

Zamorra hielt den Atem an. Alles hing jetzt davon ab, wie weit die Kraft des Amuletts reichen würde. Aber er konnte nicht lange überlegen, mußte den wahnwitzig scheinenden Versuch unternehmen.

Das Schlimmste, was er tun konnte, war, auch nur die geringste Schwäche zu zeigen.

»Du wirst sie nicht töten«, antwortete er mit fester Stimme, »denn du hast nicht die Macht, dich mir zu widersetzen.«

Langsam ging er weiter. Das Amulett in seiner Rechten erzeugte funkelnde Lichtreflexe.

Die Schar der Dämonen drängte sich schreiend weiter zurück. Zitternd suchten sie in dem Verlies Schutz, in dem sie Nicole gefangen gehalten hatten. Die beiden, die das Mädchen gepackt hielten, wurden unsicher. Deutlich war ihnen anzusehen, daß sie am liebsten ebenfalls

die Flucht ergriffen hätten.

»Halt!« brüllte der Anführer mit Donnerstimme. »Halt, oder sie stirbt!« Er hob das Schwert ein Stück höher.

Schweißperlen traten auf Zamorras Stirn. Hatte der Dämon die Kraft, trotz des drohenden Amuletts den tödlichen Hieb auszuführen? Wenn es so war, konnte jede Hilfe zu spät kommen.

Zamorra war noch etwa fünf Schritte von Nicole entfernt. Eine zu große Distanz, um sie mit einem Satz zu überbrücken.

»Laß das Schwert fallen!« rief er schneidend. »Ich befehle es dir!«

Der Anführer der Dämonen stimmte ein Hohngelächter an. Seine beiden Schergen wurden ruhiger.

»Halt!« erscholl der erneute Befehl. »Halt, oder…« Das Schwert stieß gegen die Gewölbedecke. Jeden Moment konnte es herabsausen.

Professor Zamorra faßte einen blitzschnellen Entschluß. Vielleicht war es Irrsinn, und vielleicht bedeutete es nicht nur für Nicole sondern auch für ihn selbst das Ende.

Aber es gab keine andere Möglichkeit mehr.

Mit aller Kraft schleuderte Zamorra das Amulett. Mit flirrenden Reflexen zischte es auf den Anführer der Dämonen zu.

Die Schergen ließen Nicole los, wichen mit panikartigen Entsetzensschreien zurück.

Zamorra schnellte im gleichen Moment vor, als Nicole zu Boden stürzte.

Dem Anführer der Dämonen gelang es auszuweichen. Sein urwelthaftes Wutgebrüll ließ die Gewölbewände erbeben. Das Schwert fiel scheppernd auf den Steinboden.

Gleichzeitig prallte das Amulett gegen die halboffene Tür des Verlieses und landete unmittelbar davor auf den Quadersteinen.

Zamorra stieß sich mit aller Kraft ab. Im Sprung überwand er die Entfernung, schlug hart auf und schlitterte der Länge nach über die rauhen Steine. Die Arme hielt er nach vorn gestreckt.

Mit tückischem Kichern wollte sich der Dämon auf das Amulett stürzen.

Zamorra war um einen Sekundenbruchteil schneller. Mit den Fingerspitzen bekam er die Silberkette des Talismans zu fassen, packte sie und riß das Amulett an sich.

Der Dämon zuckte zurück, stieß vor Wut und Enttäuschung einen geifernden Schrei aus.

Zamorra drehte sich auf den Rücken, hielt das Amulett als Schutzschild und wollte aufspringen.

Der Anführer der Dämonen floh blitzschnell in das Verlies. Krachend schlug die Tür zu, ohne daß er sie berührt hatte.

Zamorra rüttelte an den rissigen Holzbohlen. Die Tür bewegte sich um keinen Millimeter. Es schien von innen ein Riegel vorgelegt

worden zu sein. In letzter Minute war es den Dämonen gelungen, sich in Sicherheit zu bringen. Wahrscheinlich schafften sie es jetzt, sich zu entmaterialisieren.

Zamorra verschwendete keine Zeit mehr darauf, sich um die Dämonen zu kümmern. Er wußte, daß er vorläufig nichts mehr ausrichten konnte. Im übrigen galt es jetzt vor allem, Nicole in Sicherheit zu bringen. Er legte sich die Silberkette um den Nacken und beugte sich über seine Sekretärin, die regungslos auf dem Steinboden des Gewölbes lag.

Der Lichtschein versiegte allmählich. Zamorra sah gerade noch, daß Nicole schwach aber regelmäßig atmete. Sie war bewußtlos.

Möglicherweise hatte sie einen Schock erlitten.

Dennoch fühlte Professor Zamorra eine Erleichterung, wie er sie selten zuvor empfunden hatte. Er hob Nicole auf und trug sie auf den Armen aus der Burgruine. Sie war sehr leicht, und es bereitete ihm kaum Mühe, sie zum Fluß zu bringen. Das Boot lag noch an der Stelle, an der er es zurückgelassen hatte.

Unbehelligt setzte er über. Auch auf dem Weg zum Hof von Georges Levin wagten sich die Dämonen nicht mehr an ihren Todfeind heran.

Sie hatten seine Macht zu spüren bekommen. In der sicheren Finsternis sannen sie nun vermutlich darauf, wie sie ihn trotz allem bezwingen konnten.

***

»Nein!« rief Bill Fleming im Brustton der Überzeugung. »Nein, das gibt es einfach nicht!« Er lehnte sich zurück, rieb sich das Kinn und musterte Nicole sinnierend. Dabei schüttelte er immer wieder fassungslos den Kopf.

»Ich weiß, was ich gesehen habe!« entgegnete Nicole energisch. Sie hatte sich schon halbwegs wieder von dem Schock erholt. »Wollen Sie mir einreden, daß mein Verstand nicht mehr funktioniert, Bill?«

»Keineswegs«, sagte er verlegen, »fassen Sie es bitte nicht falsch auf, Nicole. Ich versuche lediglich, eine Erklärung zu finden.«

»Dafür gibt es keine Erklärung«, erwiderte Nicole spitz. »Bis vor kurzem hatte ich noch die gleiche Meinung wie Sie. Aber das ist vorbei. Ich habe mich überzeugen lassen. Und wenn man in Lebensgefahr schwebt, sucht man nicht mehr nach logischen Erklärungen. Alles hat sich so abgespielt, wie ich es berichtet habe, Bill. Und wenn der Professor nicht rechtzeitig gekommen wäre…«

Nicole schwieg. Wieder erschienen die bösen Bilder aus der Erinnerung vor ihrem geistigen Auge. Vergessen würde sie es niemals.

Nur ihre innere Stärke half ihr darüber hinweg.

Zamorra kehrte aus dem Bad zurück. Er hatte eine heiße Dusche genommen und trug jetzt seinen flauschigen tabakfarbenen

Frotteemantel. Ein Cognac weckte seine Lebensgeister. Die Strapazen der vergangenen Stunden hatte er nahezu überwunden.

Die Leute auf dem Hof von Georges Levin schliefen noch. Zamorra hatte bewußt darauf verzichtet, den Gastgeber zu wecken. Nicole, Bill und er brauchten Zeit, um die Geschehnisse in Ruhe zu überdenken. Denn es kam nun darauf an, die richtigen Schlußfolgerungen zu ziehen.

Zamorra ließ sich in einen der Sessel seines Zimmers sinken.

»Wie fühlen Sie sich, Nicole?« fragte er besorgt.

»Besser«, antwortete sie strahlend, und in ihren Augen erschienen bereits wieder jene goldfarbenen Tupfer, die selbst ihren Chef verzaubern konnten.

Nicole trug Bills Morgenmantel. Ihr Rock und die Strickjacke waren verschmutzt. Beides hatte sie im Bad zurückgelassen.

Zamorra nickte nachdenklich. Er war zu einem Entschluß gekommen.

»Nicole, Sie werden dieses Zimmer vorläufig nicht verlassen. Wenn wir Glück haben, dauert es nur ein oder zwei Tage. Als einzigen werden wir Georges Levin, den Hofbesitzer, einweihen. Die übrigen Bürger von Soranges brauchen nichts von Ihrer Anwesenheit zu erfahren.«

»Aber warum nicht, Chef?«

»Fragen Sie nicht danach. Es gibt verschiedene Gründe.«

»Du meinst…«, setzte Bill Fleming an.

Zamorra unterbrach ihn mit einer Handbewegung. Er wußte, daß der Freund seine Gedanken erraten hatte. Wenn die alten Leute von Soranges nach den jüngsten Geschehnissen beschlossen, den Dämonen nun doch ein Blutopfer zu bringen, und wenn sie wußten, daß eine fremde junge Frau im Dorf war… Es konnte schlimme Folgen haben. Vor allem dann, wenn die Leute darauf kamen, daß sie ja kein Mädchen aus ihren eigenen Familien zu opfern brauchten.

»Dich möchte ich bitten, ständig in Nicoles Nähe zu bleiben«, wandte sich der Professor an den Freund, »du darfst sie keinen Moment aus den Augen lassen, egal, was geschieht.«

»Diese Aufgabe übernehme ich mit Vergnügen«, sagte Bill lächelnd und wechselte einen verschmitzten Blick mit Nicole.

»Ich komme mir allmählich sehr wichtig vor«, sagte sie, »ist das nicht etwas übertrieben, Professor?«

Er schüttelte den Kopf.

»Wir müssen damit rechnen, daß die Mächte der Finsternis ein zweites Mal versuchen werden, Sie als Druckmittel gegen mich zu verwenden. Hoffen wir nur, daß Bill stark genug sein wird, um Sie zu beschützen.«

»Worauf du dich verlassen kannst!« ereiferte sich der Amerikaner.

Er hatte begriffen, wußte, daß Zamorra in erster Linie von seiner

Befürchtung hinsichtlich eines möglichen Blutopfers ablenken wollte.
»Ich werde in der Zwischenzeit versuchen, die Gefahr abzuwenden«, sagte Zamorra.
»Wenn du meine Theorie hören willst…«, begann Bill Fleming.
»Heraus damit«, forderte ihn der Professor lächelnd auf.
Nicole nippte gedankenverloren an ihrem Cognacglas.
»Dieser alte Fährmann hat Nicole vom Château abgeholt«, sagte Bill, »er hat sich als Jacques Fourcher vorgestellt. Wir wissen daher, daß es nur der Fährmann gewesen sein kann. Es ist der Beweis dafür, daß er nicht wirklich tot ist. Er hat sich von der Bildfläche abgesetzt, um seinen Schabernack mit den Leuten zu treiben. Dieser Fourcher verfügt vielleicht über hypnotische und telekinetische Kräfte. Ich könnte mir denken, daß er hinter dem ganzen faulen Zauber steckt, der hier veranstaltet wird. Möglicherweise fühlt er sich von den Dorfbewohnern ausgebeutet. Und jetzt rächt er sich für das, was er jahrelang erdulden mußte.«
»Eine feine Theorie«, nickte Zamorra und lächelte versonnen, »meinst du, daß zum Beispiel die Burgruine auf der anderen Seite des Flusses auch durch die hypnotischen Kräfte Fourchers entstanden ist?«
»Nein, die Ruine gibt es wirklich. Das weiß ich aus den Chroniken. Die Burg hat schließlich existiert. Der letzte Burgherr war übrigens ein gewisser Charles de Mainard. Er war es, den die Dorfbewohner mitsamt seinem Gefolge abschlachteten. Irgendwie ist es unvorstellbar. Aber die Leute müssen damals eine derartige Wut im Bauch gehabt haben, daß es ihnen tatsächlich gelang, die Burg zu stürmen und die schwerbewaffneten Ritter niederzumachen.«
»Charles de Mainard…«, murmelte Zamorra gedankenverloren.
Er spürte, daß dieser Name einen geheimnisvollen Sinnesreflex bei ihm auslöste.

***

Der neue Tag ließ graues, düsteres Herbstwetter über Soranges aufziehen. Heftiger Westwind riß goldbraun verfärbte Blätter von den Bäumen. Wolkenbänke, die sich zusammenballten, kündigten Regen an.
Nach dem Frühstück traf sich Professor Zamorra mit Georges Levin im Halbdunkel der Diele. Hier waren sie ungestört. Der Hofbesitzer war sichtlich bestürzt, als er hörte, was geschehen war.
»Dies wird ohnehin ein schwarzer Tag«, prophezeite er bitter, »heute nachmittag findet die Trauerfeier für meinen Bruder statt. Und ich bin sicher, daß der Bürgermeister noch für heute vormittag eine Ratsversammlung einberufen wird… sobald Philippe Manoirs Leiche gefunden worden ist. Ich weiß schon jetzt, welche Forderung die alten Leute während der Versammlung stellen werden. Es ist zum

Verzweifeln! Wissen Sie keinen Ausweg, Professor?«

»Vor allem gilt es, rasch zu handeln«, sagte Zamorra, »ich habe die gleichen Befürchtungen wie Sie. Deshalb kann ich nicht abwarten, bis der Gemeinderat einen Beschluß gefaßt hat. Ich muß sofort etwas unternehmen. Doch ich muß es auf eigene Faust tun.«

»Was haben Sie vor?« fragte Levin voll atemloser Spannung.

»Zunächst einmal darf niemand etwas von Nicole Duvals Anwesenheit erfahren. Ich habe strikte Anweisung gegeben, daß sie das Zimmer nicht verläßt. Bill Fleming wird ständig bei Ihr sein.«

»Sie können sich voll und ganz auf mich verlassen, Professor.«

»Gut. Es muß außerdem dafür gesorgt werden, daß die Fähre wieder an ihren Platz kommt. Können Sie veranlassen, daß möglichst sofort mit den Arbeiten begonnen wird?«

»Hm…« Levin runzelte die Stirn. »Aber dann müßte ich doch zugeben, daß ich von den Ereignissen dieser Nacht weiß.«

Zamorra schüttelte den Kopf.

»Nicht nötig. Wenn Sie einverstanden sind, fahren wir beide jetzt zum Fluß hinaus. Sie werden sagen, daß Sie mir die Umgebung zeigen wollten. Dabei haben wir dann entdeckt, was passiert ist.«

»Ja, so läßt es sich machen!« rief Levin erfreut. »Wir können sofort aufbrechen…«

»Noch eines«, sagte Zamorra, »und das ist der wichtigste Punkt: Sie müssen dem Gemeinderat beibringen, daß ich den Posten des Fährmanns übernehme. Aushilfsweise, sozusagen. Möglicherweise wird das als Einmischung betrachtet. Es liegt an Ihnen, Monsieur Levin, Ratsherren und Bürger davon zu überzeugen, daß es zur Zeit die einzige Möglichkeit ist. Sie wissen so gut wie ich, daß es außerdem die einzige Chance ist, die Forderung nach dem Blutopfer zu verhindern.«

»Sie wollen wirklich als Fährmann…« Georges Levin sprach nicht weiter, starrte den Professor nur erschrocken an.

Zamorra klopfte ihm auf die Schulter.

»Keine Sorge. Ich weiß, womit ich es zu tun habe.«

»Aber wenn Ihnen etwas zustößt! Ich habe Sie hergerufen, Professor. Ich müßte mich ewig verantwortlich fühlen…«

»Denken Sie nicht darüber nach«, riet Zamorra, »ich kenne das Risiko inzwischen besser als jeder hier in Soranges. Ich muß Sie nun nur noch um trockene, wetterfeste Kleidung bitten. Meine eigenen Sachen sind vorläufig nicht mehr zu gebrauchen.«

»Ich bringe Ihnen alles, was Sie benötigen«, versicherte Levin eifrig. Doch in seinem Blick stand noch immer die Besorgnis. Er konnte sich nur schwer mit dem Entschluß seines Gastes anfreunden.

»In zehn Minuten brechen wir auf«, entschied Professor Zamorra.

***

In dem geliehenen Peugeot fuhren die beiden Männer zum Fluß hinunter. Dort zeigte es sich, daß sie nicht die ersten waren, die an diesem Morgen zur Rhône aufbrachen.

Zwei Pferdefuhrwerke standen verwaist vor der Fährstelle. Zamorra und Levin ließen den Wagen zurück und liefen flußabwärts.

Schon nach wenigen Minuten stießen sie auf die beiden jungen Bauern, die in aller Frühe mit der Feldarbeit auf der Ostseite der Rhône hatten beginnen wollen.

Wenig später war die Leiche Manoirs geborgen. Die Fähre lag nur etwa fünfzig Meter weiter im seichten Uferwasser. In der Biegung des Flusses war sie an Land getrieben worden.

Georges Levin bat die beiden jungen Männer, Hilfe zu holen. Er selbst übernahm es, den Gemeinderat zu verständigen.

Schon eine halbe Stunde später waren genügend Pferdegespanne zur Stelle, um die Fähre mit Hilfe von dicken Tauen an ihren Platz zurückzuziehen. Zamorra legte selbst mit Hand an. Bei den Helfern handelte es sich ausnahmslos um junge Männer. Sie verloren nicht viele Worte. Die Trauer um Philippe Manoir stand deutlich in ihren Gesichtern. Doch sie wußten auch, welche Konsequenzen sein Tod heraufbeschwören konnte. Deshalb widersprach niemand dem Plan Zamorras, vorübergehend die Arbeit des Fährmannes zu verrichten.

Als die Fähre endlich an ihrem angestammten Platz lag, war der Leichnam des toten Manoir bereits mit einem Karren ins Dorf gebracht worden. Während Zamorra mit drei Männern in das Ruderboot stieg, begannen die Kirchturmglocken ihr klagendes Trauergeläut. Georges Levin würde recht behalten. Dieser Tag ging mit Sicherheit als einer der schwärzesten in die Geschichte von Soranges ein.

Zamorra und die anderen ruderten bis zu jener Stelle oberhalb der Fähre, wo die beiden armdicken Drahtseile etwa zwei Meter vom Ufer entfernt im Flußgrund verankert waren. Wie sich rasch herausstellte, hatten die Dämonen zum Glück nicht die Drahtseile gekappt.

Mit rätselhafter Kraft waren lediglich die schaufelgroßen Ösen aus den mächtigen Haken am Rumpf der Fähre gelöst worden.

Langsam ruderten die Männer wieder flußabwärts. Zamorra übernahm es, eines der beiden Drahtseile durch seine Hände gleiten zu lassen. In den wenigen Stunden, die es auf dem Grund gelegen hatte, war es glitschig geworden und hatte sich zum Teil mit Algen überzogen.

Schließlich erreichten sie die Fähre und hatten die Enden der Drahtseile aus dem Wasser gezogen. Mit Hebeln und Stangen halfen die übrigen Männer von der Fähre aus, die schweren Ösen in ihre vorgesehenen Positionen zu bringen. Sie benötigten keine halbe Stunde, um es zu schaffen. Mit starken Splinten wurden die Seilösen in den Haken gesichert. Nachdem die Leinen losgemacht worden waren,

zeigte eine Probefahrt, daß die Fähre wieder hundertprozentig ihren Dienst versah.

Georges Levin kehrte aus dem Dorf zurück und brachte die Nachricht, daß in einer halben Stunde die erwartete Ratsversammlung stattfinden solle. Auch die jungen Männer hatten es nun eilig, den Fluß zu verlassen.

Um zehn Uhr vormittags war Professor Zamorra allein an der Fährstelle. Nur der Peugeot stand noch oben an der Uferböschung.

Für alle Fälle. Wenn es galt, rasch ins Dorf zurückzukehren, war die Limousine eine unschätzbare Hilfe für Zamorra.

Er betrat den Pontonrumpf der Fähre, lehnte sich an das Backbordgeländer und vergrub die Hände in den tiefen Taschen der Wetterjacke, die ihm Georges Levin geliehen hatte. Zamorra fröstelte. Er wußte, daß dies auf den mangelnden Schlaf und die übermenschlichen Anstrengungen der vergangenen Nacht zurückzuführen war. Nur seiner hervorragenden körperlichen Konstitution verdankte er es, daß er nicht von Fieber geschüttelt das Bett hüten mußte.

Feiner Regen setzte ein. Zamorra zog sich die Kapuze der Jacke über den Kopf. Mit Fährkunden brauchte er vorläufig nicht zu rechnen. Niemand wollte sich jetzt noch übersetzen lassen. Alle Einwohner von Soranges waren bei der Ratssitzung versammelt, wo es wieder zu hitzigen Diskussionen kommen würde.

Sinnierend betrachtete Professor Zamorra die dunkelgrauen Wellen, die gegen den Rumpf der Fähre schlugen und dabei schmatzende Laute verursachten. Das Land am Fluß wirkte nicht weniger grau als die Fluten. Der Regen erstickte das frische Grün, das die Weiden noch am Tage zuvor gezeigt hatten. Mehr als andernorts konnte ein Mensch in diesem Landstrich zur Melancholie neigen.

Eine Stimme erscholl so unvermittelt, daß Zamorra unwillkürlich zusammenzuckte. »Hoool' über! Fährmann, hoool' über…«

Verdutzt wandte Zamorra den Kopf, spähte angestrengt zum jenseitigen Flußufer.

Und tatsächlich war dort im Grau des Regens die dunkle Silhouette eines Mannes zu erkennen. Der Mann schwenkte beide Arme über dem Kopf und wiederholte seinen Ruf, der durch die Luftfeuchtigkeit überdeutlich klang.

Zamorra reagierte nicht sofort. Er mußte an Manoir denken, als dieser in der Nacht aufgetaucht war und behauptet hatte, er müsse jemanden übersetzen. Zamorra fragte sich ernsthaft, ob er jetzt selbst einem solchen Trugschluß erlag, der ihm auf tückische Weise von den Mächten der Finsternis vorgegaukelt würde.

Er griff mit der Rechten unter die Jacke, tastete nach dem Amulett und spürte die beruhigende Kraft, die davon ausging.

»Hoool' über!« erscholl wieder der drängende Ruf.

Die Silhouette des Mannes am anderen Ufer verschwand nicht.

Kurzentschlossen löste Zamorra die Leinen und betätigte den Steuermechanismus der Fähre. Langsam, ruckend setzte sich das schwere Wasserfahrzeug in Bewegung, wurde von der Strömung erfaßt und zunehmend schneller auf das Ostufer zugeschoben.

Der Mann, der drüben wartete, ließ nun die Arme sinken. Von der Flußmitte aus sah Zamorra ihn bereits deutlicher. Klobige, derbe Arbeitsstiefel, dunkelgraues Drillichzeug und eine abgegriffene Schirmmütze. Groß und knochig ragten die Hände des Mannes aus den Jackenärmeln. Sein Gesicht lag im Schatten des Mützenschirms.

Erst als die Fähre sich dem Ufer näherte, erkannte Zamorra dieses Gesicht. Lederartige Haut mit tiefen Furchen zeigte, daß der Mann sein Leben größtenteils im Freien zugebracht haben mußte. In Wind und Wetter…

Die Fähre rumpelte auf die Uferböschung, die mit Beton befestigt war. Zamorra löste die Seile, die die Rampe heruntersinken ließen.

Dann eilte er von Bord und schlang die Taue geschickt um die Poller.

Der alte Mann sah ihm mit starrer Miene zu und setzte sich dann in Bewegung. Dumpf polterten seine Stiefel auf die Holzplanken der Fähre. Wie selbstverständlich trat er auf die Steuerhebel zu und wollte danach greifen.

Professor Zamorra begriff. Seine Ahnung bestätigte sich in diesem Augenblick. Zwei, drei kraftvolle Sätze genügten, und er war wieder auf der Fähre.

»Zurück!« befahl er mit schneidender Stimme.

Der alte Mann wandte nur kurz den Kopf. Ein höhnisches Grinsen lag jetzt in seinen faltigen Gesichtszügen. Seine knochigen Fäuste packten die Steuerhebel.

Zamorra zögerte einen Moment. Er hatte die Taue um die Poller gelegt. Die Fähre konnte sich also nicht bewegen.

Im nächsten Atemzug spürte er, wie ein Ruck durch das Wasserfahrzeug ging. Die Strömung packte zu.

Ungläubig wirbelte Zamorra herum, sah, daß sich die Taue schlangengleich auf die Planken zurückwanden, wie von Geisterhand bewegt.

Augenblicklich wurde Professor Zamorra ruhig. Nun hatte er Gewißheit, welches Mittel die Dämonen anwenden wollten. Physische Gewalt. Nur so glaubten sie, ihren Todfeind bezwingen zu können.

Der alte Mann drehte sich um, stand mit dem Rücken vor dem Stahlgeländer. Sein verwittertes Gesicht war zu einer teuflischen Fratze verzerrt. Die kleinen Augen glühten voller Haß zwischen den Furchen seiner Lederhaut. Seine knochigen Hände bildeten Krallen, die an einen riesigen Greifvogel erinnerten. Geifer rann aus seinen

Mundwinkeln.
»Du bist Jacques Fourcher«, sagte Zamorra ruhig.
Der Alte zuckte zusammen. Ein krächzender Wutschrei kam tief aus seiner Kehle. Er hob die Klauenhände. Sein knorriger Oberkörper beugte sich vor.
Mit einem Ruck zog Zamorra das Amulett unter der Jacke hervor.
Der Anblick des Talismans verfehlte seine Wirkung nicht.
Fourcher stieß einen gellenden Entsetzensschrei aus. Abwehrend hob er die Klauenhände vor sein entstelltes Gesicht. Er wollte zurückweichen, doch das Geländer ließ dies nicht zu.
»Deine Herren haben sich verrechnet, Fourcher«, sagte Zamorra leise, »sie glaubten, daß du mir als körperliches Wesen ebenbürtig sein könntest. Doch du bist tot! Es ist nicht so wie bei Manoir, der unter ihrem teuflischen Einfluß stand. Du bist tot, Jacques Fourcher! Und ich werde dir zu deiner wohlverdienten Ruhe verhelfen.«
»Nein, nein!« schrie der Alte. »Laß' mich in Frieden! Tu' mir nichts an, Herr! Ich werde dir ein treuer Diener sein, werde alles tun, was du befiehlst. Du kannst über mich verfügen, bis an dein Lebensende…«
»Schweig!« rief Zamorra eisig. »Es ist nicht Jacques Fourcher, der spricht.«
Der alte Mann schrie von neuem auf, schlug die Klauenhände vor das Gesicht. Sein Schrei ging in ein angstvolles Wimmern über. Sein knochiger, magerer Körper begann wie unter Krämpfen zu beben.
Zamorra empfand nahezu Mitleid mit ihm, der von den Dämonen auf teuflische Weise als Werkzeug mißbraucht worden war. Ohne noch zu zögern, löste Zamorra die Kette des Amuletts.
Dann stieß er den silbernen Talisman gegen die Brust Fourchers, ehe dieser ausweichen konnte.
Die Reaktion war selbst für den Professor erschütternd.
Grauenvolles Schmerzensgebrüll kam aus der Kehle Fourchers, und doch war es nicht er selbst, der schrie. Das Gebrüll steigerte sich noch. Aber Zamorra ließ nicht locker. Er hielt das Amulett weiter gegen den Körper des alten Mannes. Dieser begann im nächsten Moment zu zucken, wie unter starken Stromstößen. Schaum trat vor seinen Mund. Schreie, Stöhnen und tiefe Seufzer wechselten einander ab.
Aber das Amulett war stärker als die Dämonen, die von Fourcher Besitz ergriffen hatten.
Die Laute, die nichts menschliches mehr hatten, versiegten schließlich. Fourchers Gesichtszüge glätteten sich. Seine Klauenhände entkrampften sich.
Dann sank er langsam in sich zusammen.
Zamorra hielt ihn rechtzeitig fest, ehe der Alte auf die Planken schlagen konnte. Als Fourcher leblos dalag, zeigte sein entspanntes Gesicht den inneren Frieden, den er endlich gefunden hatte.

Beruhigt schob Zamorra das Amulett zurück unter die Jacke. Er richtete sich auf. Niemals hätte er es fertiggebracht, seinen Zorn an dem toten Fährmann auszulassen. Jacques Fourcher war nicht verantwortlich für das, was er nach seiner Flucht vom Sterbebett getan hatte.

***

Es geschah, als Professor Zamorra die Mitte des Flusses erreichte.

Lautes Stimmengewirr war plötzlich zu hören – Männer und Frauen, die wirr durcheinander schrieen. Jemand brüllte barsche Befehle, die das Geschrei übertönten.

Dann tauchten sie über der Uferböschung auf, schoben sich dicht gedrängt an dem Peugeot vorbei und hasteten mit unvermindertem Stimmengewirr auf den Fluß zu.

Im nächsten Atemzug erstarrte Professor Zamorra vor Schreck.

Die Menschenmenge teilte sich. Aus ihrer Mitte tauchten zwei junge Burschen auf, die von Georges Levin dirigiert wurden. Er war es, der die barschen Befehle brüllte.

Die beiden Männer hielten eine junge Frau gepackt.

Sie war gefesselt und geknebelt, konnte nicht den geringsten Widerstand leisten.

Nicole Duval.

Zamorra erkannte sie deutlich an ihrem leuchtenden rostbraunen Haar. Eine Sekunde lang glaubte er, den Schock nicht verkraften zu können. Mit allem hatte er gerechnet – mit allen Greueln, zu denen die Mächte der Finsternis fähig waren; doch nicht damit, daß ihn Georges Levin hintergehen würde.

Anders konnte es nicht gewesen sein. Denn Levin war der einzige, der von Nicoles Anwesenheit gewußt hatte. Und daß Bill Fleming der wütenden Übermacht nicht hatte standhalten können, bedurfte keiner Überlegung.

Boshafte Freudenschreie gellten vom Westufer herüber, als die Männer Nicole bis unmittelbar an die betonierte Fährrampe zerrten.

Dort ließen sie sie zu Boden sinken.

Drohende Fäuste erhoben sich, reckten sich der herannahenden Fähre entgegen. Flüche und Verwünschungen, die sich auf den Professor bezogen, erschollen.

Mit erhobenen Händen gemahnte Georges Levin zur Ruhe.

»Kümmert euch nicht um ihn!« schrie er mit sich überschlagender Stimme. »Er hat vergeblich versucht, uns zu übertölpeln! Nun kann er uns nicht mehr daran hindern, den Mächten der Finsternis das Opfer zu bringen, das von uns verlangt wird!«

Professor Zamorra glaubte in diesem Moment, endgültig versagt zu haben. In seiner ohnmächtigen Sorge um Nicole glaubte er nicht mehr

daran, ihr noch helfen zu können. Er konnte sich nicht vorstellen, daß die Kraft des Amuletts ausreichen würde, um die entfesselten Dorfbewohner von Soranges zur Vernunft zu bringen.

Er hatte das Gefühl, selbst nahe davor zu sein, den Verstand zu verlieren. Einmal war es ihm gelungen, Nicole aus höchster Gefahr zu retten. Und wofür? Nur damit sie nun von einer unmenschlichen Lynchjustiz umgebracht wurde?

Drüben am Ufer zog Georges Levin ein Schwert unter seinem Mantel hervor.

Ein Raunen ging durch die Menge. Zamorra gefror das Blut in den Adern. Er war sicher, dieses Schwert über dem Kamin in Levins Wohnstube hängen gesehen zu haben. Nun war es Georges Levin selbst, der eigenhändig den grauenvollen Mord begehen wollte.

Ausgerechnet Georges Levin, der Zamorra nach Soranges gerufen hatte, der seinen Bruder verloren hatte, und der alles versucht hatte, damit die Dämonen endlich in ihre Schranken gewiesen werden konnten.

Die Fähre war noch dreißig Meter vom Westufer entfernt. Keiner der Dorfbewohner kümmerte sich jetzt noch darum. Der entscheidende Moment nahte. Niemand, so schien es, konnte das noch verhindern.

Jäh erglühte der Lichtschein vor der Fähre, bildete eine gleißende Mauer, die undurchdringlich war.

Zamorra prallte zurück. Er sah nicht, daß hinter der Lichtmauer alles erstarrte. Die Menschenmenge war schlagartig zur Bewegungslosigkeit verdammt.

Selbst Nicole wurde von einer rätselhaften Lähmung befallen. Und dennoch nahm keiner der Dorfbewohner das wahr, was sich jetzt auf dem Fluß abspielte.

Ungläubig sah Zamorra, wie sich die Wesen zum Greifen nahe vor ihm materialisierten. Er fühlte sich unterlegen und hoffnungslos, denn diesmal glaubte er nicht daran, daß er Nicoles Tod verhindern konnte.

Der Anführer der Dämonen wurde als erster erkennbar. Er schwebte auf die vordere Fährrampe zu und verharrte dort.

»Charles de Mainard«, murmelte Zamorra kaum hörbar.

Dennoch hatte es der Dämon verstanden. Er zuckte zusammen und stieß einen schrillen Wutschrei aus.

»Schweig, Zamorra! Dein Wissen über uns und all deine List wird dir nicht mehr helfen! Du hast unsere Macht unterschätzt. Daß wir über die Menschen von Soranges herrschen können, wenn es uns gefällt, hast du nicht erwartet.«

Die übrigen Dämonen kicherten höhnisch.

»Ja, ich habe euch unterschätzt«, sagte Professor Zamorra so ruhig wie möglich. Er mußte Zeit gewinnen, auch wenn ihm das unlogisch erschien. Er tat es aus einem Gefühl heraus. Seinen Zorn und die tiefe

Resignation bezwang er, um nicht vorzeitig die Beherrschung zu verlieren.

»Es ist gut, daß du zur Einsicht kommst«, sagte der Dämon, der vor Jahrhunderten Charles de Mainard gewesen war. »Dann wirst du vernünftig genug sein, um zu erkennen, daß du unsere Forderungen erfüllen mußt. Vielleicht schenken wir dir dein Leben. Es wäre das einzige, was du noch erhoffen kannst.«

»Was für Forderungen?« fragte Zamorra stöhnend, in gespielter Verzweiflung.

Die Dämonen kicherten wieder. Ihr Anführer brachte sie mit einer herrischen Handbewegung zum Schweigen.

»Das Amulett!« rief der Dämon de Mainard. »Gib mir das Amulett, Zamorra! Dir kann es nichts mehr nützen. Denn Nicole Duval stirbt in diesem Moment. Aber mir verhilft das Amulett zu grenzenloser Macht. Mein Gefolge und ich werden endlich die Herrschaft ausüben können, die uns zusteht. Dafür, Zamorra, will ich so groß- zügig sein, dir das Leben zu schenken.«

Der Professor erschrak von neuem. Er sah nicht, was hinter der silbrigen Lichtglocke geschah. Wenn es stimmte, daß Nicole starb, gab es dann überhaupt noch einen Sinn, sich der Forderung zu widersetzen?

Ja! schrie plötzlich eine innere Stimme. Ja, es gibt noch einen Sinn!

Denke an das Vermächtnis des Amuletts! Niemals dürfen die Mächte der Finsternis stärker sein!

Zamorra preßte die Lippen aufeinander. Er tat, als überlegte er angestrengt. Doch in Wahrheit reifte sein Entschluß, trotz aller bitteren Resignation den Kampf mit den Dämonen aufzunehmen.

Sie glaubten, ihn rettungslos demoralisiert zu haben und ihn bezwingen zu können – trotz des Amuletts.

Sie sollten spüren, wie sehr sie sich täuschten.

Mit einer müden Handbewegung löste Zamorra die silberne Kette in seinem Nacken.

Frohlockend kamen die Dämonen näher. Sie schwebten heran, umringten den Professor. Ihr Anführer streckte verlangend die mattschimmernde Hand aus, um den begehrten Talisman entgegenzunehmen.

»Ich bin bereit«, sagte Zamorra, »ich habe keine andere Wahl.«

Der Dämon de Mainard verstand die Worte so, wie sie für ihn gemeint waren.

»Ein weiser Entschluß von dir.«

Zamorra handelte in diesem Sekundenbruchteil.

Ohne erkennbaren Ansatz schnellte er aus dem Stand heraus los.

Funkelnd stieß das Amulett in den silbrigen Körper de Mainards.

Ein furchtbarer Schrei gellte.

Der Anführer der Dämonen zerfiel in zwei Hälften. Dennoch war dies nicht sein Ende. Beide Hälften von ihm zuckten empor. Sein linker Teil hielt das Schwert, riß es hoch, um damit auf Zamorra einzuschlagen.

Der Professor erkannte die jähe Gefahr.

Er bremste seinen Schwung, wirbelte herum und schlug von neuem mit dem Amulett zu.

Die übrigen Dämonen machten Anstalten, sich auf ihn zu stürzen.

Die Tatsache, daß ihr Anführer dem Amulett zu widerstehen schien, gab ihnen unverhofften Mut.

Doch Zamorras Hieb war diesmal von unglaublicher Präzision.

Mit dem Amulett durchtrennte er den Arm des zweigeteilten Dämons.

Wieder gellte dessen Schrei. Doch das Schwert polterte klirrend auf die Planken der Fähre.

Zamorra reagierte blitzartig. Mit einem Fußtritt beförderte er die tödliche Waffe in die Fluten der Rhône.

Das Schwert versank, ehe einer der Dämonen sich darauf stürzen konnte.

Im Gegensatz zu ihrem Anführer waren sie waffenlos.

Zamorra achtete nicht auf Charles de Mainard, dessen zwei Hälften mit schrillen Schreien auf und ab tanzten.

Ehe sich die übrigen Dämonen mit der neuen Situation abfinden konnten, drang der Professor auf sie ein. Markerschütterndes Geschrei setzte ein. Die trügerische Überlegenheit der Wesen brach zusammen wie ein Kartenhaus im Wind. Sie schafften es nicht mehr, sich dem Wirkungskreis des Amuletts noch zu entziehen.

Unablässig schlug Zamorra zu. Sein Atem ging keuchend, doch er hielt nicht inne.

Ein Todesschrei nach dem anderen versiegte. Menschliche Knochen polterten mit dumpfen Lauten auf die Holzplanken der Fähre.

Bald war das Deck mit einer unübersehbaren Zahl von Totenschädeln und Skeletten bedeckt.

Nach Atem ringend hielt Professor Zamorra inne. Er hatte die Dämonen vernichtet. Alle – bis auf den Anführer, dessen zwei Teile noch immer zitternd über der vorderen Rampe der Fähre schwebten. Die Lichtglocke umgab ihn auch jetzt noch, doch der gleißende Schein begann schon zu versiegen. Spürte er, daß sein Ende nahe war?

Dem Bannstrahl des Amuletts konnte er sich nicht mehr entziehen.

Er wußte dies, und ein klägliches Wimmern war zu hören.

Doch Professor Zamorra empfand kein Mitleid. Er lief auf die Reste des Dämons zu und ließ das Amulett herabsausen.

Ohrenbetäubendes Kreischen setzte ein. Mit jedem Hieb des silbernen Talismans vervielfältigten sich die Teile des Dämons. Eine

Entmaterialisation war ihm nicht mehr möglich. Zuckend, dutzendfach, wanden sich seine Überreste auf den Holzplanken.

Der silbrige Lichtschein schwand endgültig.

Nur noch der mit dem Helm bewehrte Kopf des Dämons schwebte vor Zamorra.

Gnadenlos schlug der Professor ein letztes Mal zu.

Der Helm löste sich auf. Einen Atemzug lang wurde ein bärtiges Gesicht erkennbar. Doch es zerfaserte mit einem gequälten Ausdruck. Haut und Haare lösten sich von dem Schädel, der nun langsam zu Boden sank. Als letztes verblaßten die Augen, schmolzen in den Höhlen zusammen, die schließlich dunkel und leer gähnten.

Mit einem letzten tiefen Seufzer lösten sich die übrigen Teile des Dämons Charles de Mainard auf. Seine Knochen lagen überall zwischen den Skeletten seines Gefolges verstreut.

Professor Zamorra hob den Kopf. Er konnte noch nicht glauben, daß alles vorbei sein sollte. Geistesabwesend richtete er den Blick zum Westufer.

Gleichzeitig spürte er, wie sich die Fähre wieder in Bewegung setzte und langsam auf das Ufer zuglitt. Zamorras Augen weiteten sich. Noch sekundenlang standen die Menschen wie in Trance erstarrt. Dann, plötzlich, fiel die geheimnisvolle Lähmung von ihnen ab.

Entsetzensschreie gellten. Die ersten Menschen wandten sich ab, verließen fluchtartig das Flußufer. Nach und nach hasteten sie alle los, wie von Furien gehetzt. Das schlechte Gewissen saß ihnen wie eine Faust im Nacken. Nur Georges Levin blieb. Bleich und regungslos stand er vor Nicole Duval, die noch immer gefesselt auf dem Beton lag. Seine Hände hielten noch das Schwert. Plötzlich schleuderte er die Waffe voller Abscheu in den Fluß. Ein Zittern ging durch Levins Körper.

Zamorra war nur noch wenige Meter vom Ufer entfernt, als der Hofbesitzer zusammenbrach. Die furchtbare Wahrheit zu erkennen, war für Georges Levin zuviel gewesen.

Professor Zamorra sprang in das seichte Uferwasser, eilte auf Nicole zu und befreite sie von dem Knebel. Sie war bei Bewußtsein, doch sie brachte kein Wort hervor. Nur in ihren Augen war die Dankbarkeit zu lesen, die sie empfand. Rasch löste Zamorra die Knoten der Fesseln und half Nicole, aufzustehen.

Sie schmiegte sich schluchzend an ihn. Er strich ihr sanft über die bebenden Schultern und brachte sie zum Wagen. Von den Dorfbewohnern war niemand mehr zu sehen.

»Ich bin sofort zurück«, versicherte Zamorra, nachdem er Nicole auf den Beifahrersitz geholfen hatte.

Sie nickte und schluckte krampfhaft. Ihr war anzusehen, daß sie nur mit Mühe die Tränen unterdrückte.

Professor Zamorra lief zur Fährstelle, schlang die Taue um die Poller, damit die Fähre nicht wieder auf den Fluß hinaustreiben konnte.

Dann kümmerte er sich um Georges Levin.

Der Mann war bewußtlos. Sein Atem ging flach. Er mußte einen Schock erlitten haben. Aber er würde es durchstehen. Seine körperliche Konstitution würde ihm dabei helfen.

Zamorra packte ihn unter den Armen und hob ihn auf. Levin hatte ein beträchtliches Gewicht. Dennoch brauchte der Professor keine zwei Minuten, um den Bewußtlosen zum Auto zu schleppen und ihn auf die Sitzbank im Fond zu schieben.

Nicole weinte. Sie zitterte am ganzen Körper. Sie wagte nicht, sich umzudrehen. Vor Levin schien sie noch immer panische Angst zu empfinden.

»Er hatte es nicht selbst getan«, erklärte Zamorra, nachdem er sich hinter das Lenkrad geschwungen hatte. »Levin trifft keine Schuld. Er war besessen. Die Dämonen hatten ihn zu ihrem Werkzeug gemacht, ebenso wie den alten Fourcher,«

Nicole wandte den Kopf nach rechts. Sie stieß einen Entsetzensschrei aus. Erst jetzt nahm sie den Leichnam des alten Fährmanns und die Skelettreste wahr.

Professor Zamorra fuhr an. Minuten später, als sie den Ortsrand erreichten, wurde Nicole ruhiger.

Die Straßen von Soranges waren menschenleer. Nur Gardinen bewegten sich kaum merklich, als der Peugeot vorüberfuhr.

»Sie… sie haben Bill niedergeschlagen«, stammelte Nicole unvermittelt, »er muß … verletzt sein!«

Zamorra atmete auf. Er hatte Nicole nicht bedrängen wollen, obwohl er das Schlimmste befürchtet hatte.

»Es ist gut«, sagte er leise, »für Bill wird es nicht die erste Beule sein, die er abbekommen hat.«

Sie erreichten den Hof. Auch hier ließ sich niemand blicken. Vor dem Wohnhaus ließ Zamorra den Wagen ausrollen. Er sprang mit einem Satz ins Freie, wollte in die Diele stürmen.

Doch im nächsten Moment blieb er stehen.

Die Dielentür schwang auf.

Bill Fleming trat heraus. Er schwankte leicht, hatte die Linke auf den Hinterkopf gepreßt. Als er Nicole und Zamorra erblickte, glitt ein Lächeln über sein schmerzverzerrtes Gesicht.

Der Professor klopfte ihm wortlos auf die Schulter.

»Hölle und Teufel!« ächzte Bill. »Und ich hatte doch recht. Die Leute müssen allesamt unter Hypnose gestanden haben. Wie sollten sie sonst plötzlich durchgedreht sein?«

»Vergiß es«, sagte Zamorra, »es spielt jetzt keine Rolle mehr. Hauptsache, du bist einigermaßen in Ordnung.«

»Das ist das wenigste«, antwortete Bill zerknirscht, »als Beschützer komme ich mir verdammt schäbig vor.«

Nicole stieg in diesem Moment aus, und sie bewies Bill Fleming mit einem tiefen Blick, daß sie ihn nicht als Versager betrachtete.

Professor Zamorra eilte zum Fond des Peugeot, denn Georges Levin rührte sich jetzt. Als Zamorra die linke hintere Tür öffnete, richtete sich Levin stöhnend auf. Verwirrt blinzelnd sah er sich um.

»Was.... was ist geschehen?« stöhnte er. »Weshalb sehen Sie mich so an, Professor? Warum sind Sie nicht mehr auf der Fähre? Sie wollten doch den Posten übernehmen ...«

»Das habe ich auch getan«, sagte Zamorra, »aber jetzt ist es nicht mehr nötig. Das Unheil ist von Soranges abgewendet.«

Georges Levin starrte ihn verständnislos an. Er brauchte Zeit, um alles verstehen zu können.

Und Zamorra war froh darüber, daß sich Levin nicht daran erinnerte, wie er Nicole fast umgebracht hatte. Es war besser so. Der Schock mußte die Gedächtnislücke bei Levin ausgelöst haben. Später, wenn er wieder bei Kräften war, konnte man vielleicht mit ihm darüber reden.

***

Strahlender Sonnenschein lag über dem Land an der Rhône, als am nächsten Morgen alle Dorfbewohner mit der Fähre übersetzten. Sie hatten das Grauen überwunden, hatten begriffen, daß Professor Zamorra ihnen nichts nachtrug.

Auch Georges Levin wußte inzwischen, was wirklich geschehen war. Er hatte es verkraftet, wie erwartet, denn Zamorra hatte ihm eindringlich klargemacht, daß er von den Dämonen als Handlanger mißbraucht worden war – ebenso, wie es mit Jacques Fourcher und seinen Vorfahren jahrhundertelang geschehen war.

Staunend versammelten sich die Menschen von Soranges am Graben vor dem Waldrand.

Gemeinsam mit Nicole Duval und Bill Fleming führte Zamorra die Leute zu der Lichtung.

Atemlose Stille kehrte ein.

Eine tiefe Grube, deren Boden mit dunklem Wasser bedeckt war, gähnte vor den Menschen. Nicht ein einziger Stein war mehr von der Burgruine zu sehen.

Jubelnde Rufe wurden laut. Männer und Frauen umringten Zamorra und feierten ihn als Helden. Es gelang ihm schließlich, die Leute zu beruhigen. Mehrere junge Männer brachen bereitwillig auf, um auf Wunsch des Professors Pferdegespanne zu holen.

Etwa eine halbe Stunde später legten sich die Pferde kräftig ins Geschirr. Die Ketten spannten sich.

Ein Raunen ging durch die Zuschauermenge, als die Karosserie des

Citroën sichtbar wurde.

Bill Fleming sah Nicole und den Professor betroffen an.

»Haben Sie das erwartet, Bill?« fragte Nicole lächelnd.

»Rechne einmal die Zeitspanne nach«, empfahl Zamorra, »praktisch konnte Nicole es gar nicht schaffen, am Sonntagabend mit dem Wagen in Soranges zu sein. Denn zu diesem Zeitpunkt waren wir selbst erst wenige Stunden hier. Der alte Fourcher konnte vorher gar nicht wissen, daß wir in Soranges waren. Oder?«

Bill Fleming runzelte die Stirn. Kaum merklich schüttelte er den Kopf.

»Es muß auch dafür eine Erklärung geben«, murmelte er verwirrt.

ENDE

[1]Siehe Professor Zamorra Nr. 1 »Das Schloß der Dämonen«
[2]Siehe Professor Zamorra Nr. 1 »Das Schloß der Dämonen«